

# Breslauer Sonntagsblatt

Illustrirte Schlesische

Wochenschrift.

Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postämtern des Deutschen Reiches entgegen.

Ausgegeben am 2. Mai.  
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis bei allen Buchhandlungen 4 L. — pro Quartal bei sämmtlichen Postämtern 4. — pro Quartal Preis der einzelnen Nummern 10 Pf.

## Die Here von Weimar.

Historischer Roman von Julius Grosse.

(Fortsetzung.)



ärmende Volksmassen umstanden die Placate und lasen und stritten. Obwohl der Aufschlag des Eingangszolls in der That nur mäßig, war es doch unvermeidlich, daß Viele der Aermern mit Sorge an die nächste Zeit dachten und eine Theuerung befürchteten, während die Wohlhabenderen schon an demselben Tage vielfach vorliefen, um sich billigere Vorräthe zu sichern, wohl auch den Marktpreis in der Stadt zu beherrschen.

Dies die Ursache, weshalb die ganze Bevölkerung Weimars auf den Weinen war. Hier und da ließen einzelne drohende Ruße und Reden eine tiefere Vöherung befürchten; anderwärts gab man sich den heiteren Eindrücken des Augenblicks hin und zufällige Ereignisse fanden dankbare Zuschauer.

So auch auf dem kleinen Platz gegenüber dem Schwarzburgerhof, dem ehemaligen Deutschherrenstift auf dem Eisfeld. An das alterthümliche hochgiebelige Haus schließt sich eine lange Mauer, über welche grüne Baumwipfel nicken, die Reste des ehemaligen Klostergartens. Gegenüber steht ein windschiefes, halb verfallenes Haus mit hohem Schindeldach und keinem Hüfchen, das eine niedrige Mauer umgibt. Rings um das Haus läuft ein Söller aus verwittertem Bretterwerk, zu dem eine breite feste Treppe hinauführt. Ueber das Mauerchen nickt ein weltstücker spanischer Fliederstrauch. Sonst bemerkt man neben dem Söller nur ein Winkelwerk von Vorsprüngen, schiefen Wänden, regellosen Fensterchen, darüber verbogene Dachtraufen und einen Taubenschlag. Dies „malerische Gerümpel“ hieß das Donat'sche Haus und ist erst im Jahre 1882 abgebrochen worden.

Vor diesem geheimnißvollen Hause hat sich eine bunte Volksmenge angesammelt, die einem lauten Wortwechsel lauscht, der in dem Hause stattfindet. Man hört eine durchdringende greise Weiberstimme, sodann eine tiefe begütigende Bassstimme. Bisweilen wird auf der warmstüchigen verwitterten Galerie eine alte Frau sichtbar mit einer Räucherpfanne, deren Rauch in blauen Wolken dabonsliegt.

Erhob sich dann lautes Gelächter und Zuruf unter dem Volk, so verschwand die Alte sofort wieder. Einige neugierige

Nachbarn drängen sich auf der steilen Treppe empor, um dem wunderlichen Disput und Scandal zu lauschen, der Allen hörbar war.

„Aber so wolle Sie doch Vernunft annehmen, liebe Frau Bunkel!“ sagte die sonore Mannsstimme, die Vielen bekannt war.

„Aha, jetzt spricht wieder der Herr Doctor Sörgel, der versteht's. Ruße da unten!“ rief Einer der Nachbarn.

„Nehme Sie Vernunft an,“ fuhr die Stimme fort. „Mit dem Rauchwerk ist nichts gethan. Lassen Sie mich den Patienten sehen. Warum sonst hat Sie mich herufen lassen? Meine Zeit ist bemessen und kostbar.“

„Mein Gott, ich hab Euch nicht hergerufen,“ entgegnete die Weiberstimme. „Was hält' ich zu verhoffen von all denen Doctoren und Plästererschmierern? Die machen mir meinen armen Melchior nicht mehr gesund!“

„So sage Sie doch, wo es ihm fehlt und was bisher angewendet worden?“

„Ja, wenn man das wüßte, dann wär auch schon geholfen, Herr! O Du mein Gottchen, was haben sie ihm Alles schon eingegeben, der Bader und der Apotheker! Tränke aus Flieder und Kamillen und dann spanische Fliegen und siebenerlei Kräuter.“

„Was für Kräuter, Frau Bunkel?“

„Nu, was sonst für Kräuter als gegen Beherzung. Da schon ist mir's von den Augen gefallen wie Schuppen. Beherzt ist er worden, schon in Jena, und drum ist er wiedergekommen. O Du mein Gott, was es schlechte Menschen giebt!“

Dann erschien die Alte plötzlich auf dem Söller draußen und wandte sich zu den Herausgedrungenen.

„Ihr Alle kennt ihn ja, meinen Hans Melchior, mein Herzblatt, meinen Augentrost. Was war das für ein kräftiger Bursche. Nun mußte es so kommen. Schon eine Woche liegt er da und kann sich nimmer rühren vor Reußen im Leib und

in den Gildern. Ach Du mein Seliger, wenn er das noch erlebt hätte! Aber was soll eine arme Wittfrau machen ohne Hilfe und Beistand?"

Und redselig ging das Mundwort weiter. „Wär er doch lieber bei seinem ehelichen Handwerk blieben und Schneider worden. Aber nein, da muß er Buchbinder lernen und sich toll und voll lesen. Ja wohl, die Bücher haben ihm immer im Kopf gesteckt, nun ist das Unglück da. Sie lassen ihn nicht auslernen, sie wollen ihn unterdrücken, daß er nicht aufkommt; hab ich's doch neulich dem Großhansen selber gesagt und seiner Frau. Seitdem ist es ganz aus; nun hat sie ihn mit Krämpfen verhezt und mit Zipperlein, daß es ein Jammer ist. Ach ich arme geschlagene Frau! Und das dauert nun schon sieben Tage.“

„Aber dann hättest Ihr mich doch lieber sogleich rufen sollen, auf daß die rechten Mittel verordnet würden anstatt dergleichen Quacksalberereien.“

„Ei was, rechte Mittel, Herr Doctor! Alles haben wir probirt, aber es will ihm nichts anflagen und der Arme ist wie vom Donner geschlagen. Er redet kein Wort. Magst ein Kunst?), frag ich; das war seine Leibspeise. Keine Antwort. Oder magst ein Honigbrot, oder einen Zwiebelkuchen, oder ein Zwetschennuß? Er aber schüttelt den Kopf und dreht die Augen wie ein gestochener Kalb und kriegt die Krämpfe. Magst wieder Schneider werden? frag ich und bring ihm Nadel und Scheer, aber da haut er um sich, daß ich davon gelaufen bin im Schrecken; und nun weiß ich's, er ist behezt, bejessen.“

„Ei was da,“ replicirte der Doctor, „da müssen wir selbst nachschauen und observiren.“ Er schob endlich die alte Frau bei Seite und drang auf einer Hühnerziege in ein Hinterstückchen.

Da lag allerdings ein junger Mensch auf einem Strohsack, wild und hochläufig um sich bildend, den Kopf mit Kräuterkissen verbunden. Auf einem Schemel vor ihm qualmte eine Räucherpfanne mit Wachholderbeeren, ein Anblick in dem wüsten Raum, trüblich und bis zu gewissem Grad doch auch zum Lachen.

„Nun, junger Mensch, was ist's? wo schmerzet es?“ fragte der Doctor.

Aber der Angeredete antwortete nicht, sondern stierte den Hilfsvorbereiten mißtrauisch mit glühenden Augen an, die unter den dichten Augenbrauen wie die eines Raubthiers funkelten. „Man zeige die Zunge!“ gebot der Arzt.

Und wirklich streckte der junge Mensch mit höhnischer Grimasse die Zunge heraus, drehte sich aber gleich darauf herum gegen die Wand.

„Nur nicht so ungesümm,“ mahnte der Arzt. „Lasset doch einmal das Herz fühlen und den Pulsschlag, vielleicht daß ein Ueberlaß indiciret oder doch mindestens ein paar Blutegel, um jedweder Congestion vorzubeugen.“ Aber er erhielt auch jetzt keine Antwort, der Kranke blieb unbeweglich wie ein Baumklotz.

„Ei ei, meine liebe Frau Bunkel,“ sagte der Arzt zu dem alten Weiblein mit schlauem Augenzwinkern, „mit solchem Patienten ist übel haufen; aber seid nur getroßt, es wird nicht so fährlich sein. Jung Blut will austoben, und mir scheint, der mutthige Heib hat wohl einen Strauß bestanden, oder ein Gerauch, da es dann Venen gesetzt hat und Risse. Nun mag er sich schämen. Ist's nicht an dem, junger Mensch?“

Da er keine Antwort erhielt, setzte er wieder die ernste Miene auf, indem er flüsterte: „Dich wollen wir gleich haben, Büschlein!“ und zu Frau Bunkel: „Ei ei, meine liebe Frau, es scheint also doch etwas Ernsthafteres und sonderlich Pernicioses zu sein; wäre sonach mein wohlmeinender Rath, wir thun ihn in das Spittel, dort wird er wohl aufgehoben sein und wird ihm an nichts gebrechen. Lasset nach einer Sänfte schicken und ruft die Nachbarn herbei, auf daß wir ihn

\*) Eine Art eingedicktes Kraut, eine beliebte Volksspeise in Belmar.

hinuntertragen, sei es mit Güte oder mit einiger Gewalt. Es ist auch wegen geistlichen Zuspruchs und leiblicher Pflege; hier wird er nimmermehr gänzlich gefunden.“

So geschah es. Mehrere der Neugierigen drangen dienstwillig herein, aber bevor sie noch zugreifen konnten, sprang der kranke junge Mensch empor, warf die Kissen weg, stieß den Schemel um und schwang sich wie ein angehobener Panther zum Fenster hinauf.

„Der Weier soll Euch holen!“ rief er um sich schlagend. „Ich will nicht mehr, Frau Mutter, hört Ihr's, ich will nicht mehr, keinen Tag länger! Hinaus will ich aus dem Krähenneß. In's Feld will ich, ein Pferd will ich haben. Was soll mir Nadel, Scheer und Kleister. Arme Jungfer Dretchen, wie mag's Dir gehen! Aber mich sanget Ihr nicht. Prohibt es, wenn Ihr es vermögt — prohibt es, juchhe, jetzt heißt's fliegen lernen!“

Und mit einem Satz hatte er sich von dem kleinen Werdach auf ein Schindeldach des Nebenhauses geschwungen. Gleich darauf war er dort im Taubenschlag verschwunden.

Bestürzt, halb mit Grauen, halb mit Bewunderung schauten dem kühnen Flüchtling die Zurückbleibenden nach.

„Mich trifft der Schlag!“ rief die Alte. „Da schauet, Herr Doctor, nun fährt er davon wie auf dem Besenstiel. Seinen Stand schimpfirt er und das ehrliche Handwerk. Kreuzigen und segnen möcht man sich. Ihr habt es nun selbst gehört, wie der helle Satan aus ihm spricht. Der ist behezt und bejessen. Er soll eben nicht auslernen, und dies Alles hat das Weib gethan, diese malebete Hege!“

„Aber Frau Bunkel,“ versetzte der Arzt, „wolle Sie doch Vernunft annehmen! Von wem soll er denn behezt sein?“

„Von wem, das weiß die ganze Stadt; ich werd mich wohl hüten, den Namen zu nennen; sonst möchte sie mir auch noch einen Schaden anthun. Ihr wisset ja auch, wo der Jung in der Lehre gestanden.“

„Bei dem Kämmerer,“ scholl es, „bei dem Kämmerer, ja das wissen wir!“

„Ich hab den Namen nicht genannt, ich nicht!“ rief die alte Frau, „aber nun er heraus ist, sag ich: ja, die Frau Kämmerer hat ihn behezt, weil sie keinen anderen Meister wollen aufkommen lassen. Noch gestern hat sie mir die alte Witin in's Haus geschickt, das böse Weib vom Voten Quirin, ob ich ihr nicht vier Pfennige zu einem Fingerhut borgen wolle. Was meint sie, dacht ich, Fingerhut ist auch ein Giftkraut, und hab sie hinausgewiesen, mit dem Besen hab ich sie hinaus gejagt. Ach Du Gottchen, nun ist das Unglück da! Aber nun will ich auch nicht mehr schweigen und schonen, und die ganze Stadt soll es wissen!“

Damit eilte sie hinaus auf den Söller. Der kleine Doctor Sörgel eilte ihr nach und suchte sie noch einmal zurückzuhalten.

„Frau, seid Ihr eine Christin? Was kommt Euch bei, solchen Rumor zu erheben ohne allen Grund?“

„Ohne allen Grund, o nein, mein Herr Doctor, Grund ist genug da. Wie ist es denn mit den Subenten aus Zeno? Die hat sie dobehalten bis auf den heutigen Tag und können nicht fort, denn sie sind gleicherweis gebannt und behezt!“

„Alsanzeri, Frau Bunkel, Alsanzeri; den Kapfenjammer hatten die flotten Herren und ein paar Schmarren über den Kopf, sie sind heut wohltauf und völlig bei Vernunft, ich hab sie selbst gesprochen.“

„So und warum reisen sie nicht, he? Sie werden dobehalten und sind gebannt wie Andere auch, das soll die ganze Stadt wissen!“

Und ehe es der Doctor verhindern konnte, rannte die Alte auf den Söller hinaus und rief zu allem Volk hinunter: „Schon neulich hab ich's gesagt und heut sag ich's offen und frei: eine Hege ist die Frau Kämmerer und in's Feuer gehbt sie, lieber heut als morgen!“

„Laf's nun genug sein mit Eurem Wahnwitz,“ rief der Doctor, der ihr nachgeeilt war und sie beim Arm ergrieff. „Ihr

verfündigt Euch schwer und wisset nicht, was Ihr anstellt. Fort in Euer Zimmer, ich befehl es Euch!"

„So, Ihr wollt mir befehlen in meinem eigenen Hause? Den wollt ich sehen, der solch Recht hätte!" rief die erbitterte alte Frau, die jetzt ihrem Grimm den Zügel schießen ließ. „Wollt Ihr mich loslassen jetzt? Ihr fiedet Al mit einand unter einer Decke. Erst curiren sie meinen armen Mann zu Tode, und für meinen armen Jungen wissen sie nicht Wurz noch Kraut. Unsere Sparpfennige holen sie, aber so man sie braucht, ist ihre Gelahrtheit am End. Schaut doch Ihr weiter kommt! Ihr habt mich vollends an den Bettelstab gebracht. Nun der Junge fort ist, ist Alles aus, Alles verloren, und wo ich noch einen Doctor sehe, will ich ihm weisen mit meinem Krückstock, was ein arm alt Weib ist. Fort mit Euch!"

Und mit einer Plutzh ähnlicher arger Neben trieb die erbohte Frau den ehrlichen Doctor Sörgel zum Hause hinaus. Trotz seines Verdrusses und Zorns, von einem rabiolen „Bantseisen" in seiner Würde gekränkt worden zu sein, mußte der gelahrte Mann doch innerlich lachen ob jenes Austritts, wie damals überhaupt die Letzte solchen unliebamen Begegnissen nicht allzufelten ausgesetzt waren.

Doctor Sörgel war ein kleiner, höchst sauber gekleideter Mann mit klugen Augen und mit trüppelndem Gang. Wie er so bescheiden dahinschritt, der Pfleger der Armen und Kranken, hätte man es ihm nicht angesehen, daß er vor Jahren kein unberühmtes Licht der Wissenschaft gewesen und weite Reisen gethan, um schließlich als alter Hagestolz in seiner Heimatstadt ein entsagungsvolles, doch im Stillen wirkungstreiches Leben zu führen.

Als er vom Eisfeld in die Nähe des Geleitshauses an der Schergasse kam, traf er auf seinen vertrauten Freund, den Stadtrichter Leberer, der aus der Ferne den ganzen Austritt mit angesehen haben mochte.

Doctor Sörgel reichte dem Freunde die Hand und berührte den Vorfall mit launigen Worten, aber der Herr Stadtrichter schien seinen Humor keineswegs zu theilen. Die Miene des langen dünnen Mannes war ernst und schwer und er nicht bedeutsam vor sich hin.

„Dieses Alles stimmt zu unterschiedlich Anderem und Freilerem. Wir wußten schon davon. Sonderbare fährliche Zeit; wenn die Unmündigen anfangen zu reden, werden auch die Steine nicht schweigen."

„Aber werthester Freund, Ihr werdet doch auf solch Gewäsch kein Gewicht legen wollen."

„Liegst mir ferne, Doctor, Gerüchte flattern auf wie die Nebelwäule, aber quod non est in actu, non est in mundo. Indessen gänzlich contentiren soll man die vox populi auch nicht. Es heißt wohl, nach dem Regen wachsen die Pilze, aber der Regen thut's freilich nicht, vielmehr der Samen der Pilze, so zuvor im Erdbreich verborgen. So auch wenn Gerüchte wachsen und gedeihen, müssen sie Keim und Wurzel haben zuvor. Solche Wurzel allein könnte uns kümmern, weniger das Andere, minima praeter non curat. Aber gebet Achtung, ist einmal solch Marmelad und Anklage geschehen, wächst sie wie eine Lavine, und es ist nicht anders als ob hundert Anfsichtbare dabei hüßen wälzen."

Wilde Männer schritten durch das Volksgewühl die Geleitsgasse hinab, am Zuchtshaus vorüber bis zum früheren Augustinerkloster, dem heutigen Landgericht. Dort in der Nähe des Brunnens am Eingang der Ritterstraße fesselte ein neues Schauspiel ihre Blicke.

Am den Brunnen nämlich war eine zahlreiche Menge von Mägden versammelt, alte und junge Weiber, häßliche und anmuthige, welche Wasser zu holen gekommen waren, dabei aber in lautestem Disput über den neuesten Vorfall, das heißt über die offene Anklage gegen Frau Kämmerer begriffen waren.

Der Stadtrichter Leberer zog sich vorsichtig in die Nähe der Feuerleiter am Kornhause zurück und ließ den Doctor Sörgel reden, augenscheinlich aber lauschte er auf Das, was die Mägde am Brunnen verhandelten.

Aus dem wilden Gemirr von Stimmen, die das Plätschern des Wassers überboten, unterschied man eine besonders durchdringende:

„No da, was laßt Ihr Glatz, da giebt's nichts zu lachen. Wenn die Wästel was weiß, ich weiß noch mehr."

„Ja, was ist's denn, Rosalie; erzählt doch, erzählt!"

„Mein Gott, wo fänd man da ein End! Kommt her, Mädchen! Zeht, da's die Spaten auf den Dächern zwischern, kann ich's auch sagen: mit der Kämmerer'schen ist's nicht richtig gewesen schon vor Jahren. Denkt Euch, sie weiß Alles, Alles weiß sie, als wenn sie sich unsichtbar machen könnt und überall zugleich sein. Einmal sind wir von Apolda heimgekommen vom Markt. Es war Niemand zu Haus. Aber sie sogte gleich: Mein Mann ist in die Schoten gegangen mit der Buchdruckerin; und ein andermal, als wir von Oberweimar kamen, da sagte sie: Aha der Landeshauptmann ist hier gewesen! Und es war also!"

„Das ist noch gar nichts," murrte eine Andere, eine rothhaarige magere Person. „Was sagt Ihr erst dazu: als einmal der Buchdrucker dagewesen, der Herr Müller, da ist sie durch ein Maulloch zu ihm getrocken und hat ihren Fuß auf sein Herz gesetzt, und das hat gebauert, bis die Frau Müller sich ein Lappchen von Buchbinders geholt und damit geräuchert hat. Da war der Spatz verschwunden."\*)

„Was Ihr aber für Waschkübler seid, das geht in's Weite!" rief eine weißhaarige alte Magd. „Nicht wahr, Ihr habt bei den Kämmerer'schen gebiedt?"

„Nu natürlich," antwortete antwortete Rosalie. „Woher wüßten wir's sonst?"

„So, und warum seid Ihr denn fortgesetzt worden? Weiß Ihr nichtsamige Weibsbilder und Haberdaspen seid! Nun wollt Ihr Euch rächen und der Frau was am Berg zuspen. Solltet Euch was schämen!"

„Ei daß Dich, alte Salome!" kam es aus dem Chorus zurück. „Du bist doch auch dort im Dienst gewesen!"

„No ja, zehn Jahr und ein halbes. Nachher bin ich gegangen, weil mein Schwestermann eine Hülz brauchte."

„Rein, weil Dir grauste," rief die Rothhaarige. Ihr wisset's ja, alle Vierteljahr hat sie andere Leut, bis man hinter ihre Schlich kam und davontief. Du hast auch was gesehen, Salome."

„Und was soll's denn sein?"

„No da, denkst der Herr Heitsch hat nicht auch Augen im Kopf und Ohren und Mundweil? Nu, der hat nicht geschwiegen; hat ihn doch die Kämmerer mal gefragt, als er vom Hezenbrennen kam, ob das Weibsbild auf sie bekannt hätte; 's ist jetzt grad zehn Jahr her."

„Dämishes Geschwätz ohne Ende."

„So, und hat nicht die kleine Dötte Alles verrathen, als sie noch spielte bei den Tuchmacherrahmen im Schiefgraben, ja wohl, zu der Schlossers Tochter und zur Christinen Ruttich hat sie gesagt, wenn ihre Mama unter die Feueresse kam beim Hech, dann fiel Weib herunter, und ein güldenes Buch mit rothen Buchstaben hab sie allzeit unter dem Kopfkissen."

„Aha, jetzt kommt's aus, jetzt kommt Alles aus!" ging es im Chorus herum.

„Mag wohl so sein," begann eine dicke Köchin, fragt nur die Frau Schau auf dem Eisfeld, die Tischlerin. Die weiß auch was. Einmal ist sie zusammen mit der Frau Kämmerer von Zena heimgekommen, da hat sie das Weite und die Nacht überrascht, daß sie nicht färdter konnten und mußten bleiben in der Ehringsdorfer Walkmühl. Der Müller ist ja von ihrer Freundschaft, der hat ihnen auch ein Hinterstübchen gegeben nach dem Wasser hinaus. Da mitten in der Nacht hat's auf einmal einen Krach gehon und der böse Feind ist gekommen zum Fenster hinein, ein mächtig langer schwarzer Kerl mit rothen Augen. Die Frau Schau will das Abend-

\*) Alle diese Anklagen wie auch die folgenden sind aus den Acten.

maß drauf nehmen, daß sie ihn gesehen und gehört hat; ist sie doch wochenlang krank gewesen vor Schrecken!"

"Ist es die Möglichkeit! Und diese Hex ist noch nicht verbrannt!"

"Und wie war's gleich mit dem Vord. Jungfer Bärbel?" rief die Rothhaarige wieder. „Das wissen ja alle Kinder, also red nur, hat er ihr nicht die Kalender fortgetragen durch die Luft? Und dann der andere Vord!"

„Welcher andere?"

"No, der vom Bartenvirtler Balle, der ist mal sechs Tag fortgewesen, nachher kam er wieder ganz zerzaust und zitternd, als hätte er eine weite Reis' gemacht bis nach dem Wloksberg. Tragt nur den Herrn Capitän, der weiß noch mehr."

„Welcher Capitän?"

"No, der Herr Funtel. Tragt mal die Piese dort, die Scheinheilige! Der Herr Capitän hat einen Klumpen Feuer vor dem Haus liegen sehen, Abends neun Uhr; und Du alte Piese, die heut den Mund nicht auseinander bringt, Du hast grad damals eine Geste geschweuert am Brunnen. War's etwa nicht so? Der Herr Capitän hat Alles gesehen."

"Herr Du meine Güte," antwortete jetzt die Angegriffene, eine kümmerliche Person mit gutmüthigen offenen Augen, „was Ihr Alles wißt! Das Feuer war ja nur eine glühende Kohle aus dem Schurkel, mit der der Meister die Eisen heiß gemacht, als er Bücher vom Herrn Archivarius gestempelt, ich hab sie ja selbst fortgetragen anderen Tags mit dem Lehrjungen. Da ist nichts Unrechtes gewesen."

„Brenn sie nur weiß, brenn sie nur weiß," zeterete die Fanatische mit den rothen Haaren. „Es kommt doch Alles noch an den Tag, fragt nur den Funtel! Und wenn sie Dich vor Gericht, holen und die alte Salome, dann mißt Ihr Alles bekennen, ober sie spannen Euch auf die Folter; so muß es allen Duckmäuserchen gehen!"

### Zweites Capitel.

„Kommt fort," sagte jetzt der Stadtrichter Lederer zu Doctor Sörgel, indem er ihn freundschaftlich unter den Arm faßte."

Sein pergamentenes Gesicht war jetzt wie aus Stein gehauen, und ein fatales Lächeln lag um die schmalen zusammengekniffenen Lippen.

Doctor Sörgel hatte gut reden über die Borntheit der Dienstboten wie über die Schlechtigkeit der Menschen im Allgemeinen. Der Stadtrichter zuckte dabei nur die Schultern, und die krankenartigen Finger der fleischlosen Hand fuhrn wiederholt über die barlosen Wangen.

Beide waren auf Umwegen jetzt unter den düsteren Thorbogen des Frauenthors gekommen, über welchem Bogen ein in Stein gehauenes Relief sichtbar war, darstellend die Jungfrau Maria mit Christ Leichnam. „Könn't Ihr die Inschrift lesen dort oben?" fragte der Stadtrichter. „Wißt doch, daß das Muttergottesbild aus einer alten Capelle stammt, die früher auf dem Frauensplan drüben stand."

„Wer weiß es nicht," antwortete Doctor Sörgel, und las mit etwas ironischem Tone die banale Inschrift:

„Dies Bild andeutet nach wie vor  
Hier untrer sieben Frauen Thor."

„So laute's," jagte der Stadtrichter nickend. „Die Capelle draußen ist längst ungerissen seit der guten katholischen Zeit, und dies einzige Merkzeichen hat sich conservirt. Und gleicherweise ist es mit der Weisheit des Volks. Was einmal heilig und Wissenschaft war uralter heidnischer Priester, das ist heut profan geworden, aber den Ursprung verleugnet es doch nicht, weder im Guten, so auch nicht im Bösen. Und derohalben sind auch noch Reste zu finden von uralter druidischer Zauberei, was wir heut Hexenbrauch nennen; doch davon ein andermal. Es ist jetzt bald Mittag. Habet Ihr Gelust, Doctor, mich auf ein Morgenschöpplein zu begleiten?"

Doctor Sörgel, der den gestrengen Herrn kannte, erhob überrascht sein Haupt.

„Es ist ansonst wohl nicht mein Wandel," fuhr der Stadtrichter fort, „und heißt es doch im Volksmund:

„Würfelspiel und Morgenschoppen  
Fein sänftiglich zur Hölle galoppen;"

doch sind Ausnahmen verstatet, sonderlich da mir grad heut daran Heget, der Volksweisheit zu lauschen."

(Fortsetzung folgt.)

## Der Tod der Virginia.

(Mit Illustrationen.)

Im Jahre 451 vor Christi Geburt lebte in der Weltstadt Rom ein schönes tugendhaftes Mädchen, Namens Virginia, die Tochter eines römischen Centurio (Truppenführers) Lucius Virginus. Das Mädchen war die Verlobte eines wackeren Plebejers, L. Jellius, aber einer der zehn patrizischen Nachhaber Roms, der Decemvir Appius Claudius entbrannte in Liebe zur schönen Virginia und war frech genug, dem Mädchen dies zu erkennen zu geben.

Die Decemviren waren damals kaum seit zwei Jahren im Amte, sie waren auf Betrieb der Masse des römischen Volkes, der sogenannten Plebejer, die von den bevorrechteten Patriziern immer wie Sklaven in Noth, Elend und Unwissenheit erhalten worden waren, an Stelle der zwei Consuln eingesetzt worden, damit sie die Gleichheit der Rechte begünden und pflegen sollten. Schon im zweiten Jahre wurden diese Decemviren ebenso zu Tyrannen am Volke, wie es die Consuln nur je gewesen waren, und einer der ärgsten war Appius Claudius, obgleich er im Jahre seiner Wahl den Plebejern geschmeichelt hatte.

Als er sah, daß seine Nachstellungen bei Virginia ohne Erfolg bleiben würden, verließ er auf ein gar schändes Mittel, das Mädchen in seine Gewalt zu bekommen: eine von seinen Creaturen, ein gewisser M. Claudius, mußte mit der Behauptung auftreten, Virginia sei gar nicht die Tochter des Centurio L. Virginus, sondern das Kind einer Sklavin des M. Claudius, und er mußte in Folge dessen das Mädchen als sein Eigenthum reclamiren, um es dann dem listernen Tyrannen auf dem Richterhuhle Roms zu überliefern.

Vergeblich trat L. Jellius für seine Braut in die Schranken. Da kam die Schreckenskunde an Lucius Virginus, der im Soldatenlager vor Rom stand. Sogleich eilte dieser in die Stadt, um sein Kind zu

retten. Aber wie wäre dies möglich gewesen, da der Schurke, dem nach der Jungfrau gefolgt, selber Richter in der Sache war. Das Gericht war öffentlich, vor allem Volke reclamirte der bedrängte Vater sein Kind und vor allem Volke sollte ihm das Recht daran abgeprochen werden.

Da zog er voll Schmerz und Born sein Messer und sentte es tief in's Herz des unglücklichen Mädchens, dann hielt er das blutige Mordwerkzeug in die Höhe und schrie laut: „Durch dieses Blut weiche ich Dein Haupt, Appius Claudius, den Göttern der Unterwelt!" und laut auf vor Jammer schrie auch der verlorne Jellius.

Das Volk gerieth in furchtbare Aufregung; während in der Stadt selbst ein Aufruhr entstand, eilte Lucius Virginus, begleitet von einem Haufen von Plebejern, in's Lager zurück, um die Soldaten in Flammen zu setzen.

Die Empörung ward allgemein, alle Plebejer zogen aus Rom, um sich auf dem Aventin anzusetzen in der Absicht, hier eine neue Stadt zu gründen, wie sie dies schon früher einmal gethan hatten. Lucius Virginus schlug vor, die Decemviren abzufegen; dies geschah. Der Tyrann Appius Claudius wurde in's Gefängniß geworfen, um sein Urtheil zu empfangen, und starb hier schon am zweiten Tage, entweder erdroffelt oder durch Selbstmord.

Das Werkzeug des Appius Claudius, M. Claudius, sollte des Henkerthodes sterben, doch wirkte ihm der zum Volkstribun gewählte Lucius Virginus die Gnade des Cris aus.

So hatte der Tod der schuldlosen Jungfrau dem allgemeinen Rechte zur Anerkennung geholfen, wie 60 Jahre früher die Entehrung der Lucretia, Tochter des Tarquinius Collatinus, den Sturz des römischen Königthums zuwege brachte.



Cab der Virginis. Nach dem Gemälde von Karl Gehhardt.

## Meines Lebens Roman.

Von H. von Eschen.

(Fortsetzung.)



Die Stoffe mit meinen neuen Initialen: E. W. — der stolz klingende Adels-Name war, aus Familienrückichten, in ein einfaches „Walbau“ verwandelt. — wurden gepackt. Zahlreich und verschieden waren die Toiletten, die hier ihr Unterkommen gefunden; damals war es keineswegs, wie heute, meistens bei Hoftheatern allgemein üblich, die Garderobe zu liefern: ein jedenfalls für die Klasse, wenn auch weniger für die Persönlichkeit der Darstellerin angenehmer Brauch. Denn angenehm, als solche, kann ich es nicht finden, die Kleider zu tragen, in denen die verschleбенsten Eleonoren, Mathilden, Valentinen, die Kätulinnen und andere Frauen des Orients, welche die moderne Oper zu bevorzugen scheint, ihre Lust und ihr Leid oft genug bei 20° R. ausgeüben.

Freilich hatten, um die Negligés, die Trauer- und Brautgewänder, die Atlas- und Jagdroben, die Kostüme für Landmädchen und Jüdinnen u. zu bestreiten, immer mehr von den wenigen so hübsch und ruhig in den Secretair meiner Mutter liegenden Staatscheinen in klingende, rollende Münze umgewandelt werden müssen.

Ahne Mutter! Mit Thränen sah sie auch diesem Wechsel der Dinge zu: es war das Geld einst für meine Aussteuer bestimmt — eine andere, als die ich jetzt bedurft: eine bittere Erfahrung! Doch mein Gesang süßte sie immer mehr aus mit meinem Berufe, er röstete auch mich, wenn mir wehmüthige Gedanken bei der Vergänglichkeit des Irdischen, der Sinfälligkeit menschlicher Hoffnungen kamen.

Tantchen und ich reisten ab, mit Thränen, recht schmerzlichen, wie sehr ich auch diese Reise endlich ersehnt, die Veränderung all meiner Verhältnisse machte sich noch einmal recht schneidend bemerkbar; alte Erinnerungen, alte Träume wachten wieder auf; es war eben ein Abschied für's Leben, von dem, was ich einst geführt, für das ich erzogen; doch auch der Anfang von dem, was ich selbst gewählt, das mir Ersatz für Verlorenes, noch nicht Befessenes, ja noch mehr das volle Glück gewähren sollte. Und wie die Rose unter dem Thau, lächelte diese Hoffnung auch unter all den Thränen hervor!

Nach zweitägiger Fahrt, bald mit der Bahn, bald mit der Post, kamen wir in dem freundlichen K. K., einem Neisibenzchen von den vielen des deutschen Bundesstaates, an.

Mein erster Ausgang am andern Morgen galt natürlich dem Intendanten. Er war auf der Probe, Sechses Kolberg wurde zum ersten Mal hier einstudirt. Er würde gleich wiederkommen, erklärte mir der Diener rebelsig und führte mich in einen Salon zum Warten; es sei noch Jemand drin.

Ich trat ein, den ersten Schritt nach den Brettern, welche die Welt bedeuten, die fortan die meine sein sollte. Ich fand in dem „noch Jemand“ eine Dame, die gleich mir zu warten schien.

Unbekannt in der neuen Sphäre, wußte ich nicht recht, was ich zu thun hatte, stellte man sich vor oder nicht. Sie überhob mich allem Denken darüber. Mit einer eigenthümlich schnellen, ja schnellenden Kopfbewegung dankte sie meinem Gruß, ohne sich in dem kleinen rothen Nipsessel weiter zu rühren! „Sie sind Fräulein Walbau?“ fragte sie dabei. Ich verbeugte mich.

„Ich bin die neue Primadonna.“

Erstaunt blickte ich auf. Man hatte mich ja aufgefordert, für das Fach zu gastiren. „Zeit wann sind Sie engagirt?“ gab ich zurück.

Sie hatte eine kleine Dummheit begangen. Eine Köthe floß über ihr Gesicht, leicht, nur einen Moment, wie ein Schatten, doch gleich darauf fuhr sie siegesgewiß fort: „Ich werde morgen auftreten, und wo ich auftrete, bin ich engagirt.“

Auf diese bühnenfichere Erklärung hatte ich keine Antwort. Ich schwieg, setzte mich ihr gegenüber, nahm eins der Albums auf dem Tisch zur Hand, in offizies das Personal des Theaters kennen zu lernen, welches, wie die goldenen Lettern auf dem blauen Sammet befandeten, sich hierin seinem Intendanten zum Danken verehrt. In Wirklichkeit aber betrachtete ich mein vis-à-vis und stellte Betrachtungen zwischen uns beiden an.

Sie war kleiner als ich, äppiger, voller. Ein eng anschließender Sammetrock hob ihre Formen vortheilhaft und feinerreicher Pelzbefeh trotz der 10 Grad Septemberwärme, wahrscheinlich, weil es ihr gut stand, ließ, an coeur ausgehüthen, ein reizendes Stüchchen schwanweißen Hals frei, noch einmal in seinem Colorit gehoben durch ein Kreuz von geschliffenen Korallen. Ein kleiner Hut mit lang wallenden, schwarzen und rothen Federn ließ aufgesetzt, der strahlende Blick der etwas schlafenden, aber großen glänzenden Augen, das Lächeln des frischen, fleischfarbenen Mundes mit seinen Grübchen in den weichen runden Wangen gaben dem Gesicht einen eigenthümlich toletten Reiz, der über ihre ganze Persönlichkeit ausgegossen schien, auch wie sie jetzt ungeduldig aufsprang, sich auf den hohen Abfäßen durch das Zimmer wiegte, bald wie ein verzogenes Kind, bald stolz und sicher, als sei der Raum zu eng für sie, als wollte sie sagen: „Komm Du mir nur nicht in den Weg, sonst werf ich Dich hinaus.“

Ich war wohl genau genommen ebenso schön, wenn auch ganz anderer Art, wie sie; doch kam meine Erscheinung in der einfachen Besuchtoilette, ihrem pikant reizenden Costüme gegenüber, nicht zur Geltung. Sie baute auf ihre Persönlichkeit und schien durch diese gewinnen zu wollen; ich hatte nur auf meine Kunst gebaut und gemeint, das sei genug. Außerdem hatte ich, den Contract in der Tasche, eines Erfolges der mir bestimmten Gastrollen durch die Bethenerungen meiner Lehrer sicher, nicht an eine Rivalin gedacht. Zum ersten Mal kamen mir jetzt trübe Gedanken über die vielfach recitirten Dornen meiner Laufbahn, eine Ahnung, daß Signora Bellondi wahrscheinlich auch ihr Contingent zu diesen stellen würde.

Da kam der Intendant. Er schien verlegen, uns Beide zusammen zu setzen, doch er hatte Routine und faßte sich augenblicklich. Er grüßte mich äußerst höflich, dann wandte er sich meiner Rivalin zu: „Charmant, charmant, Hoheit sind entzückt! Parbon, Fräulein Walbau, es ist ein ungünstiges Zusammentreffen für Sie — doch unsere einjtige Primadonna, auf der Durchreise hier — Sie begreifen, daß man sie zu hören wünscht. Sie werden einen Tag länger warten.“

Ich begriß und verneigte mich stumm. Was sollte ich thun? Es war mir Alles so neu.

„Doch möchte ich auch Sie heute noch kennen lernen,“ fuhr er verbindlich fort; „wer war zuerst hier von den Damen?“

„Ich!“ rief die Bellondi.

„Bitte, kommen Sie in mein Zimmer,“ wandte er sich an diese, „Darf ich bitten, einige Augenblicke,“ an mich.

Ich verbeugte mich abermals, auch er verbeugte sich, auch die Signora; ein Lächeln spielte wie immer um den frischen, hübschen Kieckemund, jetzt etwas spöttisch und triumphirend. Dann hörte ich Plaudern, Lachen nebenan; eine dazwischen leicht hingeworfene Cadenz, einen Triller, frisch, wenn auch nicht ganz weich und rein. Dann endlich ging sie und ich wurde in den Vorhof des Allerheiligsten geführt. So kam man ja wohl das Entree bei dem Intendanten bezeichnen, wo die erste Inspection, vor der großen Kedue gegenüber dem Publikum, stattfindet. Denn eine Inspection bleibt es doch; der Blick, der mich hier, trotz der cavaliermäßigen Verbeugung, vom Scheitel bis zur Sohle umfieng, mahnte mich an den Blick, mit dem der Kaufmann seine Waare mustert. Er ver-

lebte und verstimmt mich, trotz dem „Hm, hm!“ welches Herr von Schlettberg nicht ganz unterdrückte und das ziemlich beifällig klang; trotzdem ich, darauf vorbereitet, wußte, daß ich auch dies zu überwinden hatte. In der Theorie macht sich Alles leichter als in der Praxis, leicht wurde es mir nicht.

Ich fragte, ob ich etwas singen dürfe, instinctiv suchte ich von Anfang an in der Kunst ein Palliativ für Das, was mit ihrer Ausübung verknüpft, mir nicht gefiel.

Er lächelte und dankte. „Wir werden schon sehen, schon sehen. Sie sind eine Anfängerin mit gutem Willen, Willen; ist immer schon etwas, ja etwas, werden sehen nächstens — in der Probe.“

Diese, für mich auf den anderen Tag bestimmt, wurde aber abgefaßt, ich müsse entschuldigen, da königliche Hoheit wegen Anwesenheit der Signora Bellondi die Regimentstochter mit dieser befohlen.

Wohl oder übel mußte ich mich darcin geben und zu besserer Orientierung wanderte ich Abends in das Theater, zu hören und zu sehen, wo ich selbst zu agiren gehofft. Es war doch ein eigenthümliches Gefühl, nun als Sängerin im ersten Rang zu sitzen, all den prüfenden, kritischen, neugierigen Blicken ausgesetzt, mit welchen man nach mir spähte, als es bekannt geworden wer ich war. Hatte man mich früher angesehen, was ja auch der Fall gewesen, nur beisehender, so hatte ich mich daran errent, ja es nur zu gern erlaut; heute hatte man ein Recht und man that es recht ungenirt. Auch das war mir peinlich! Ich mußte einmal wieder an meinen guten Herrn Wichmann denken: die Dame und auch die Frau hat manches zu überwinden, wenn sie in die Oeffentlichkeit tritt. Aber ich wußte warum, ich strebte es zu überwinden, indem ich überwand. Ja, ich vergaß die Blicke bald über der Aufmerksamkeits, mit der ich die Leistungen der Frau Bellondi vom kritischen Standpunkt und zugleich die als meiner Rivalin verfolgte.

Das letztere war mir ganz neu, denn bisher hatte ich jede künstlerische Vorstellung frei von persönlichem Interesse betrachtet: früher, um mich daran zu erfreuen, später auch um davon zu lernen. Es war mir so neu, daß ich sogar ganz neue Entdeckungen in meinen Eigenschaften machte, die mir aber so schlecht gefielen, daß ich sie sofort für immer zu verbannen beschloß, indem ich mich bemühte, so objectiv als möglich zu sein, somit an der Bellondi alles das richtig bemerkte, was mir noch fehlte, auch Manches, was ich ihr voraus hatte.

Sie war eine routinirte Sängerin, die ihr Publikum kannte und es zu behandeln verstand, die nur auf den Erfolg ihrer Persönlichkeit bedacht, ohne sich zu besinnen, weder Umstände mit der Kunst, noch mit irgend etwas Anderem machen würde, wenn es galt jenen zu erreichen. Obgleich die Marie nach dem heutigen Begriff, welcher der dramatischen Sängerin den Preis ertheilt, keine Rolle für die Primadonna ist, vielmehr in das Fach der Coloraturfängerin fällt, hätte Frau Bellondi keine bessere für ihre frische, äppige Schönheit, ihre frische helle Stimme, ihr frisches lockeres Wesen wählen können. Daß hin und wieder einige Noten daneben fielen, oder nicht ganz schulgemäß ihren Eintritt in's Leben machten, nahm man der allerliebsten Marketenberin, dem verzogenen Lieblich des Regiments nicht übel; man fand es „natürlich“, als die Nichte der aristokratischen Gräfin in den Damenkleidern die Marketenberin herauslehrte beim Jubel des Wiedersehens mit dem Jugendgeliebten und dem väterlichen Regiment. Man freute sich an der reizenden Erscheinung, dem allerliebsten Spiel, der frischen Stimme. Und als sie dann den *basso* anstimmte, der durch Desirée Aletot seine Kunde um die Welt gemacht, und in hellen, schmetternden Tönen ihre Küsse in die Luft jubelte, jubelte man mit.

Mir schien, als ob sie in diesem allgemeinen Sturm einen etwas spöttischen Blick zu mir hinauf sandte, als wollte sie sagen: „Siehst Du, ich hatte Recht!“ Nichtsdestoweniger fand an nächsten Tage die Probe zur Jubiläum. Dem Erfolg der Bellondi gegenüber fühlte ich mich allerdings etwas niedergeschlagen, mehr noch peinlich erregt; hatte ich doch immer nur

an das gedacht, was ich leisten konnte, nie daß ich mit diesem Anderen ringend gegenüber treten sollte. Das Ringen mit jenen Anderen, das Ausdrückwegerien widerstrebe meinem Wesen, wich von Haus aus, zur Heiligkeit und Würdigkeit des Salons gebildet. Ich denke es widerstrebt der Frau überhaupt und ist vielleicht eine der schwierigsten Aufgaben, welche für im öffentlichen Leben arbeiten zu überwinden hat.

Aber Umstände verändern die Sache, auch den Menschen; ich hatte einmal das Streben nach Erreichung eines Zieles in's Auge gefaßt. Der Bellondi weichen, ohne auch nur einen Versuch gemacht zu haben, auf der Bühne Fuß zu lassen, da würde ich mich ja vor mir selbst und meinen rechtlichen Lehren geschämt haben. So strebte ich abermals, obgleich es mir peinlich war schwer zu überwinden; ich ging zur Probe, mit klopfendem Herzen, doch frohem Muth. Und nur mein Fiel, meine Kunst im Sinn, bemerkte ich gar nicht einmal, daß ein hübscher junger Mann mit blondem Kraustopf und edlem Tenorschmaltz unhöflich genug war, sich mir nicht vorstellen zu lassen. Ich bemerkte ihn erst, als wir miteinander zu thun bekamen, was freilich gleich im Anfang der Fall war.

Mit frohem Muth hatte ich begonnen und es ging geschicklich, d. h. das Singen. Klar, kraftvoll drang meine Stimme durch den Raun, ebenso hob sie sich mächtig über den — man darf die Musik hier wohl so nennen — Orchesterlärm, das Ohr in dem großen Saal mit Final, hinaus.

Der Capellmeister sagte mir einige lobende Worte, auch der Regisseur; wenn auch mein Spiel noch etwas mangelhaft, die Anfängerin auf der Bühne noch daran zu erkennen sei.

Sie kamen Alle mir wohlwollend entgegen, nur der Tenor blieb unzugänglich. Er verschwand einige Male in den Pausen; am Schluß bemerkte ich, daß er im Parquet erschien, wo mein nach und nach an das Dunkel gewöhntes Auge die Bellondi erkannte. Was lag mir jetzt an ihr! Ich konnte singen, ich sang, ich sang gut, ich sang immer besser. Was lag mir noch daran, mit ihr zu ringen um den Beifall! Ich fühlte daß ich nicht zurückbleiben dürfe, würde! Freilich, das Benehmen des Tenors wurde störender, er hatte stets zu mahnen, zu ändern, so daß ich ein paar mal aus der Fassung kam; doch der Capellmeister, der Regisseur waren auf meiner Seite, wohl oder übel, er mußte sich fügen, wir endeten gut.

Jetzt erschien auch der Intendant auf der Bühne, er hatte schweigend, ohne sich zu rühren, in seiner Loge gesessen. Er sprach einige Worte mit den Epiken der Oper, dann redete er auch mit mir.

„Anfängerin mit gutem Willen, Willen,“ war wieder sein Refrain. Vielleicht führte er den Willen Feld im Munde — der Gedanke ist mir später gekommen — da er thatsächlich keinen hatte, oder geltend zu machen wußte.

„Wird es gehen mit dem Fräulein hien Abend?“ fragte er den Capellmeister mit eigenthümlichen Augenzwinkern.

Der sah ihn an, als habe er nicht recht gehört. Es hätte mich frapieren können, wäre ich nicht so gänzlich unbefangenen „grün“ gewesen.

„Ja meine,“ begann der Intendant von Neuem, „ich meine, Hoheit sind sehr empfindlich in der Musik.“

Es suchte um des Capellmeisters Mundwinkel in unbehelligtem Spott; es überkam mich ein Gefühl, als lebten die beiden Männer in steter stiller Opposition.

„Ich bürgte für eine gute Vorstellung.“ Damit brach er sich der Capellmeister kurz um.

Der Regisseur trat, — wie es schien um die Sache nicht auffällig zu machen — mit einigen Worten über die Balletscenen an den Intendanten heran. Sie vertieften sich nun beide in deren Details, wobei denn auch die Koryphäen des Ballets in Erwägung genommen wurden. Ich sah daß ich überflüssig war und entfernte mich mit meinen Collegen.

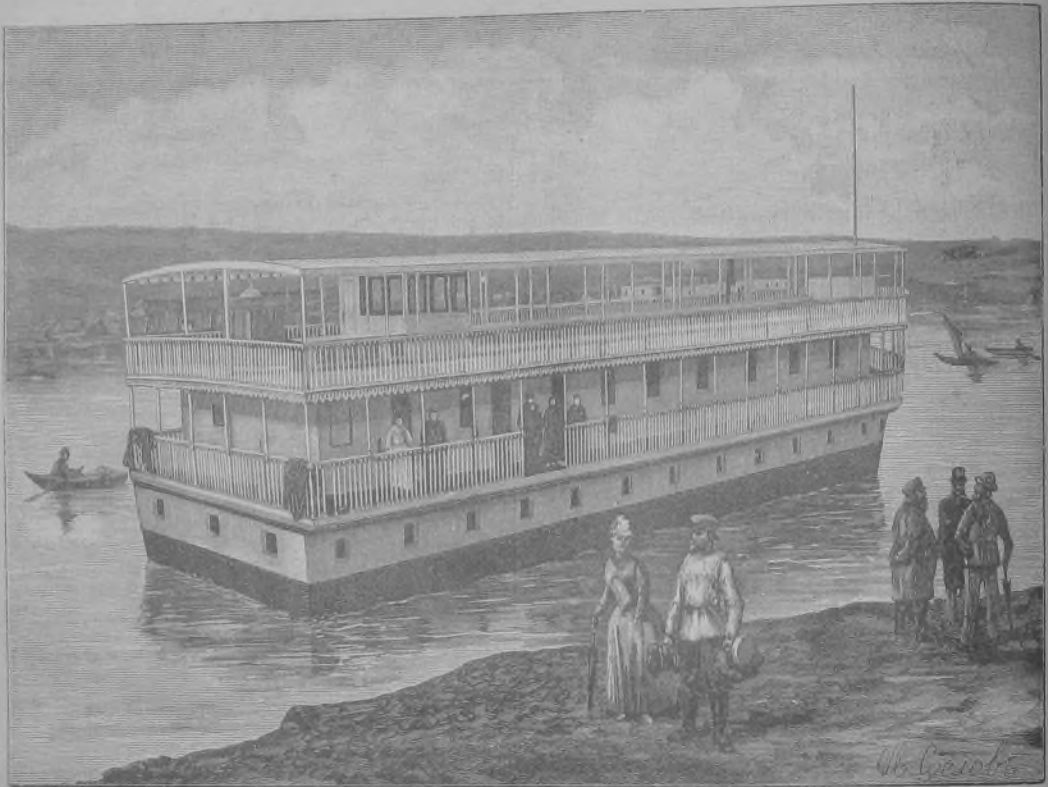
Unbefangen und unerfahren, wie ich in der Theatercarrière noch war, — und es war mein Glück — dachte ich nicht länger an die Unhöflichkeit des Tenors, noch an die Bedenken des Intendanten, sondern erstreckte mich an dem Urtheil des Capell-

meisters, sah abermals mit frohem Muth der Vorstellung entgegen. Gut costümir, und mit Hilfe meiner Collegin Fräulein Brand, welche die Eudoxia sang, auch gut geschminkt, betrat ich die die Welt bedeutenden Bretter. Ueber die ersten Eindrücke hier ist kaum genau zu berichten, trotzdem sie schon so oft „in treuer Schilderung“ erschienen. Ich glaube, Niemand ist in dieser Erregung einer treuen Beobachtung, und darum auch einer treuen Erinnerung seiner Gefühle fähig. Ich weiß nur noch: das Herz hochklopfend, stand ich hinter den Coullissen, die Schelle hörte ich nicht, wohl aber die Noten, mit denen ich einzufügen hatte. In unglaublicher Aufregung stürzte ich hinaus, es kimmerte mir vor den Augen, ich sah buchstäblich nichts. Wie eine Maschine, die, am richtigen Ende angeregt, weiterläuft,

ihre die Theaterszene, den Kopfsuß der kaiserlichen Mächte herzustellen. Auf dem Toilettentisch zwischen Schminktöpfchen, Pomadengläsern, Lodenwickeln, Haarnadeln, Stiefelkissen, Bändern aller Art etc. prangten belegte Butterbröte und eine Flasche „Baierisch“.

„Mein Abendmahl,“ nickte sie, gemüthlich tauend, das Glas in der Hand, mir fröhlich entgegen. „It's gefällig?“ Sie wies auf das Stillleben vor ihr auf dem Tisch. Ich danke. Es wäre mir unmöglich gewesen, unter den Verhältnissen, auch von diesem Büffet zu essen.

Sie witterte den letzten Grund mit dem geschickten Spürsinn, der so oft Menschen eigen ist, die sich aus Laune oder Noth gehen lassen.



Schwimmendes Hôtel und Restaurant auf dem Don. Zeichnung von J. Suflov.

setzte ich mechanisch ein, machte mechanisch die einstudierten Bewegungen. Erst beim großen Finale kam ich zu mir selbst, d. h. zum Bewußtsein meines Agirens, und erst als der Vorhang gefallen, zu dem, daß der erste Schritt in die Oeffentlichkeit, auf dem Weg zu einem Glück geschehen.

War es ein Glück?

„Hoffentlich haben Sie Claqueurs bestellt?“ trat hier die Brand, fitz und fertig für die Eudoxia, an mich heran. — Sie war doch eine gute, leicht bewegliche Seele! Trotzdem ich sie gekannt, freilich ohne Wissen und Willen, bot sie in jedem kritischen Moment der Unerfahrenen eine hilfreiche Hand.

Als ich nämlich am Abend in der uns gemeinsamen Garderobe anlangte, von einem Mädchen begleitet, in der Costümirkande ungeschickt, saß sie vor dem Spiegel, hinter

„Sein's nit hochmüthig,“ schnaubte sie mich zornig an. „Hier wird Alles gehellt. Meint's Fräulein, es wäre von besserem Holz, weiß's vom Adel kommt?“

Ich stammelte bestürzt eine Entschuldigung und begab mich an meine Toilette, zuerst an's Malen und Schminken.

Sie nutzte etwas, aß etwas, trillerte etwas, trank mal dazwischen, toilettirte weiter, behaglich, unverdrossen. Sie hatte erst im zweiten Act zu thun, noch lange Zeit, aber ich glaube es würde sie auch der erste nicht irritirt haben; ihre Natur, ihre Stimme machten mir einen unuerwünscht glücklich sorglosen Eindruck. Mit einem Mal lachte sie hell auf. „Nein, so geht's nicht!“ und war an meiner Seite. Sie scham aus wie bespitzt — ha ha ha — zum Todtachen!“

(Fortsetzung folgt.)



# Zu Schillers Todestage.

(Mit Illustration.)

Der fünfte Mai bedeutet der deutschen Nation für alle Zeit einen Tag der Trauer, denn an diesem Tage schloß im Jahre 1805 ihr liebster Dichter seine müden Augen zum ewigen Schlafe. Die viele große Männer auch seit Schillers Erscheinen dem Volke gegeben worden, — feiner hat die Stellung dieses Dichters im Höhepunkte der deutschen Literaturgeschichte zu verrücken vermocht, feiner seine Bedeutung für die Nation beinträchtigt, sein Andenken im Herzen aller Deutschen verdunkelt. Es hat auch keiner — selbst nicht der große Goethe — in ethischer Hinsicht die Wirkungen erzielt wie Schiller. Noch heute — Gott sei Dank! — erzieht Friedrich Schiller die Nation, indem er die deutsche Jugend zu Eblem und Schönen begeistert und von Gemeinem ablenkt.

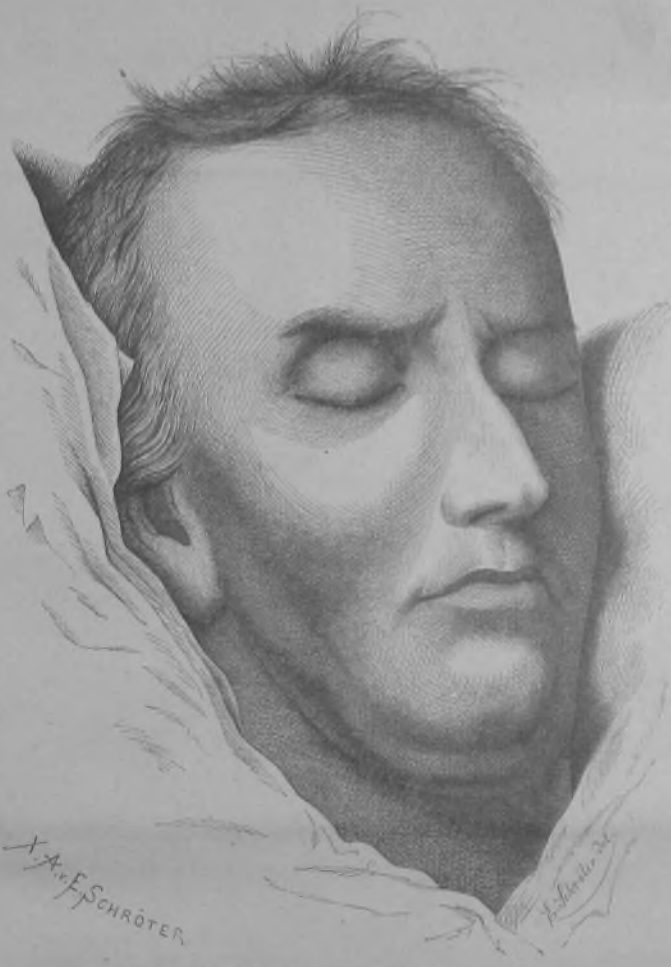
Der größte deutsche Sprachforscher, Jacob Grimm, sagte vor 27 Jahren zum Andenken Schillers: „Wer die Geschichte durchforscht, muß die Poesie als einen der mächtigsten Hebel zur Erhöhung des Menschengeschlechtes, ja als wesentliches Erforderniß für dessen Auffahrung anerkennen. Denn wenn jedes Volkes eigenthümliche Sprache der Stamm ist, an der alle seine inneren Kennzeichen sich darthun und entfalten, so geht ihm erst in der Dichtung die Blüthe seines Wachstums und Gedeihens auf.“ „Ohne Schiller und Goethe,“ fährt dann der Redner fort, „hätte unsere Literatur doch nur niedere Stufen einnehmen können, durch sie ist sie zu der höchsten erhoben worden. . . Als Goethe und Schiller im eigentlichen Sinne dieses schönen Wortes erschienen und unter uns wandelten, zeigte sich, wohin ihr Fuß getreten war, lebendige Spur; diese Kraft war noch unabhängig und ungeheuer, sie begann sich bei Goethe halb, bei Schiller langsam zu beschwichtigen und dann je länger je mehr ungeahnte Wunder auszurichten. Das aber war vom ersten ihrer Erzeugnisse an nicht zu verfehlen und wurde bis in ihre letzten fortgesetzt, daß hier Reichthum der Gedanken, Wärme der Empfindung, Reichtigkeit des Auffassens und außerordentliche — vorher noch gar nicht dagewesene — Sprachgewalt zusammen trafen.“ Indem er dann speciell auf Schiller eingeht, urtheilt er über die Dramen der zweiten Periode also: „Man kann nur sagen, daß Schiller im Wallenstein, zumal dem Lager, hernach im Tell die höchsten Ziele erreichte und wahre Befreiungswerte bringt.“

Nachdem Schiller in der zweiten Periode seines dichterischen Schaffens den Don Carlos vollendet hatte, gelangte er durch das Studium der Geschichte und Philosophie zu den geläuterten Kunstanschauungen und zu der Welt- und Menschenkenntniß, die er in der dritten Periode betätigte. Goethe's belehrender und belebender

Umgang, das Studium seiner Meisterwerke und das der größten Dichter des Alterthums und der neueren Zeit vollendeten Schillers Künstergespräch. Nunmehr entwickelte er eine außerordentliche Schöpfungskraft; in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren (1799—1804) schuf er eine Reihe von Dramen, deren Stoffe bis auf eine Ausnahme aus der Geschichte entlehnt sind, Dramen, die neben

ihrem hohen künstlerischen Werthe eine Fülle des Gehaltes, solche Tiefe der Gedanken, solche Erhabenheit der Gesinnung bekrunden, daß gerade er ein Lehrer und Erzieher seines Volkes im eminentesten Sinne des Wortes geworden ist. Am 17. März 1799 melbet er an Goethe die Vollendung der Wallenstein-Trilogie, die freilich erst im folgenden Jahre im Buchhandel erschien; das Lager hatte er bereits am 30. November 1798, und die Piccolomini Ende December desselben Jahres an Island nach Berlin gesendet. Im Mai 1800 ward Maria Stuart vollendet, am 20. April 1801 ward Die Jungfrau von Orleans fertig an Goethe abgeschickt; am 31. Januar 1803 ward die Braut von Messina beendet und am 16. Februar 1804 Wilhelm Tell.

Aber nur mit Mühe des angegriffenen Körpers und oft mit Schmerzen konnte der Dichter noch schaffen. Schon als er an der Braut von Messina dichtete, machten sich die Schwächen seiner Gesundheit erheblich geltend. Am 7. Januar 1803 schrieb er an seinen Freund Körner: „Du hast mir diesmal zu viel zugetraut, denn Du glaubst, daß ich sobald mit meinem Werke fertig sein würde. Bei mir geht es so rasch nicht, weil ich gar zu oft durch meine unhöfliche Gesundheit und Schloßlosigkeit unterbrochen werde und wegen zerstörten Kopfes oft wochenlang pausiren muß. Demungeachtet bin ich nicht weit mehr vom Ziele und denke in den ersten Tagen des Februar fertig zu sein. Das Stück ist von der Länge eines gewöhnlichen Fünfacten-Stückes, und wenn ich bedenke, daß ich seit der Mitte August erst an die Ausführung gegangen bin, so bin ich noch immer mit meinem Fleiße zufrieden.“ Er war auch hoffnungsvoll, wie alle an körperlichem Lechtum vorzeitig Leidenden; versprach er doch noch am Sylvesterabend 1803, er wolle in Zukunft jeden Sylvesterabend mit einer neuen Tragödie feiern. Nur noch einmal vermochte er dies mit dem Tell seinem größten Meisterwerke. Um dies vollenden zu können, mußte er seine ständige Kraft oft durch künstliche Mittel anregen, bis er zuletzt doch niederkam und dann sehr rasch endete. Der tödtlich herankleichende Tod war mächtiger als sein dichterischer Genius, er wand ihm die Feder aus der Hand und preckte ihn nieder in den Jahren seiner vollen Blüthe, nachdem er in den letzten Monaten furchtbar hatte leiden müssen.



Schillers Todtenmaske.

## Frühlingstage.

Von F. Lago.



Was doch der Leuz für ein allmächtiger Zauberer ist. Die schlummernde Erde erweckt er zu sonnigen Blüten und die schönestrunknen Menschenherzen werden, von seinem Zauber berührt, wieder jung und thöricht. Wie manches auch still wurde in den Winterstürmen des Lebens, als sollte es nie mehr erwachen zu Lust und Liebe, nun schlägt es dennoch wieder und lauscht den wunderbaren Träumen, die gauleid wie Schmetterlinge mit dem Frühlingswind dahersziehen, und Alles wird lebendig — altes und neues Sehnen, Wünschen und Hoffen. Warum sollte es auch anders sein? Sollten die Menschenherzen zurückstehen hinter den ärmsten, kleinsten Frühlingsblumen, die den herauschenden Sonnenschein trinken dürfen? Und ich glaube es wohnt in jedem Menschenherzen ein Funke aus dem uralten Lichtquell Gottes, der es heimlich wärmt und erleuchtet, aller Zeit und allem Leid trotzend.

So schmal auch der Streifen lichtblauer Himmel ist, den die hohen Häuser dem Auge übrig lassen, die Sonne schimmert dennoch strahlend herab, sie streut ihren Reichthum selbst in die engeren Gassen. Das Fenster ist geöffnet, mit der erquickenden Luft zieht ihr lichter Schimmer verklärend in das stille Zimmer ein. Von unten klingt eine Leiter herauf, sie spielt ein altes liebes Lied und die Sonne zeichnet mit goldenem Finger den Text dazu, nicht in Worten, sondern in Bildern. Sie ziehen an mir vorüber, ernste und lachende Gestalten; ich kenne sie gar gut und lese ihnen ihre geheimsten Gedanken von den Stirnen ab.

Wie auf Goldgrund gemalt sehen sie aus, und doch warm und lebendig, als könnte ich sie fassen und halten. Nein — nicht halten! Mögen sie vorüberziehen. Auch sie werden kein vollkommenes Glück finden; es ist Alles nur Süsswerk. Und mein thörichtes Herz wollte Alles, Alles oder nichts.

Der Frühling am Rhein ist schöner, zaubervoller als sonstwo auf dem Ebergrund. Zwei glückliche Menschen wenigstens waren fest davon überzeugt: Eines sagte es dem Andern, als sie auf der Veranda ihres Hauses sitzend die herrlichen Rheinstrom hinauf und hinab schauten. Kein Wunder, wohnte doch der wonnigste Liebesfrühling in ihren Sorgen und freute seine reichsten Blüten auf ihren Lebensrieg, den sie seit kurzen in trauriger Gemüthsamkeit wandelten.

Sie hatten das, als sie sich vor wenigen Jahren kennen lernten, kaum selbst zu hoffen gewagt, denn zum Leben gehörte mehr als sie hatten, so daß die abschneuliche, unarmherzige Prosa alle heimlich gegangenen Träume und Pläne zu vernichten gedroht.

Walter, der lebenslustige, herzengute Vetter, brauchte vor Allen eine Frau mit Geld. So unermülich thätig er auch war, es gehörte noch mehr dazu als sein eiserner Fleiß, das vom Vater übernommene Weinbergsgut von der Ueberlast der Schulden zu befreien.

Felice aber besaß gerade nur so viel, um für den unvorhergesehenen Nothfall eine bescheidene Ausstattung herzurichten.

Abgesehen davon, daß Heirathen immer ein größeres oder kleineres Unglück ist, hat ein armes Mädchen von vornherein nicht derartige Aussichten zu erheben. Es kann ihm in einer zahlreichen Familie ja nie an Gelegenheiten fehlen, sich angenehm und nützlich, ja sogar unentbehrlich zu machen. Erfüllte es dann nicht seine Bestimmung in der schönsten, bescheidensten Weise?

Sämmtliche Tanten der Verwandtschaft, und es waren ihrer nicht wenige, hatten ihr das heiläufig wiederholt klar gemacht.

Das Mägde traurig und entschuldigend nüchtern und schien wenig geeignet, ein hehrfüchtig klopfendes Herz zu beruhigen.

Felice lehnte eben vom Stuhle zurück und legte Notennappe und Hut fort. Oh, es war keine Kleinigkeit, Tag für Tag hundentlang Lontelnern, Fremers Erwidern und die bekanntesten aller Opernarien schülerförmig über zu hören, mit dem überreichen Schatz an Lieb und Leid, wie ihn Felice seit dem letzten unverschämten Frühjahrs in ihrem Herzen barg. Dennoch erfüllte es sie mit froher Vertriebung, endlich einmal etwas auf eigene Hand thun und verdienen zu können und damit den Tanten gegenüber einigermassen aus den längst ausgetretenen Kinderschuhen herauszuwachen.

Sie ordnete ihr schlichtes, volles Haar vor dem Spiegel und betrachtete sich nachdenklich; nicht aus Eitelkeit, beharre! Dazu übte sie viel zu strenge Kritik an ihrem Spiegelbilde.

„Ach möchte in aller Welt wissen, warum gerade ich Felice heiße.“ begann sie kopfschüttelnd ihr Selbstgespräch. „Felice — die Glückliche! Es ist wahrlich zum Lachen. Als ob ich schon einmal so recht außerordentlich glücklich gewesen wäre! Ach, und ich denke es mir so wunderbarlich, dem Glück zu begegnen. Aber freilich, ich bin ja viel zu wenig hübsch, viel zu unbedeutend, um es je dauernd an mich fesseln zu können.“

„A! es doch meinen Verwandten und Bekannten, trotz jahrelanger Weisheit zu eingehenden Studium über meine arme, vielbesprochene Person, noch immer nicht gelingen, festzustellen, ob ich blond oder brünett bin. Wenn man das nicht einmal mit unangenehmere Gewißheit von sich selbst behaupten kann, dann hört überhaupt Alles auf. Nun, ich widerspreche principell Keinem mehr, den Langeweile oder

Streitlust dazu ermuntert, über meinen äußeren Menschen zu urtheilen, mit dem vernünftigen Schlußsatz: Und die Eltern waren doch beide so hübsch!“

Wenn nur wenigstens Vetter Walter kein schöner Mann gewesen wäre! Felice wendete sich feufzend dem Spiegel ab. Die Hand über die Augen gelegt, vergegenwärtigte sie sich jene hohe stattliche Erscheinung, das liebe Antlitz mit den dunkel stammenden und doch so treuherzig blickenden Augen, von denen der warme Sonnenschein ausging, der, seit sie hineingeblickt hatte, in ihrer Seele geblieben war, wie ein heimlicher Gruß des Glückes an sie. Aber ahnte Walter überhaupt etwas von ihren verflochtenen süßen Träumereien? Wie oft hatten seine lachenden Blicke nicht da und dort geblinzt. Ueberall hatte er Armuth und den Blick nicht da und dort geblinzt. Ueberall hatte er Armuth und Eadsheit gern und mit Enthusiasmus bewundert. Er hatte immer verwandtschaftlich herzliche, freundschaftliche Theilnahme für sie selbst gezeigt, mehr aber auch nicht. Dennoch beherrschte der Gedanke an ihn ihr ganzes Wesen. Je eifriger sie sich bemühte ihn zu vergessen, je fester hielt ihn ihr Herz in uniger, selbstloser Liebe.

Der Frühling, der launige Zauberer, mochte wohl schuld sein, daß sie mehr denn je des Fernen gedachte; war es doch als gauleite ihr jeder Sonnenstrahl sein Bild vor die Augen.

Ja, an Walters Seite durch das Leben zu gehen, auf noch so schmalen, dornigen Pfad, das wäre das Glück gewesen. Selig die Frau, die es einst festhalten durfte. Mit Schauern hörte sie, wie die Tanten für sämmtliche Cousinen „ausständige Versorgungsparten“ planten und gründeten; wo blieb dabei der Sonnenschein des heiligen, wahren Glückes?

Sie sagte nie mehr ein Wort bei solchen geheimen Kriegs- und Siegeszügen, denn sie war gründlich eines „Besseren“ belehrt worden.

Ja, die sonst so anspruchsvolle Felice war in gewissen Dingen ungläublich unbescheiden. Ihr thörichtes, eigenluniges Herz hätte nichts Halbes ertragen. Alles wollte es — Alles oder nichts.

Da schlug plötzlich ein ganz unvorhergesehenes Ereigniß wie eine Bombe in die Verwandtschaft ein.

Eine ganz entfernte alte Verwandte starb und hatte Felice zu ihrer Erbin bestimmt. Es war kein glänzender Reichthum, aber doch ein ganz hübsches Vermögen, welches ihr bedingungslos zur Verfügung stand.

Und sie brauchte, da sie majorem war, nicht einmal einen Vormund!

Es war wirklich ein unerhörtes Glücksfall, den sie der unbesiegbaren, höchst ungerechten Caprice der wunderlichen Erblasserin verdankte.

„Nun habe ich doch einen kleinen Vorzug,“ dachte Felice froh und dankbar.

Am desselben Tage kam einer der seltenen Briefe vom Vetter Walter an seine Cousine; er fragte in ebenso schlichter wie treuherziger Weise bei dem glücklichsten Mädchen an, ob sie ihm Herz und Hand schenken wolle. Seine Frage sei allerdings ein Kühnes Wagniß, doch ein bestimmtes Glücksfühl sage ihm, daß er sich nicht täusche in der Hoffnung, daß seine innige Liebe bei ihr Erwiderung finde. Er könne ihr, wenn auch keine glänzende Existenz, so doch ein sorgenloses Leben und ein hübsches, trauliches Dasein bieten.

So, nun hieß sie mit Zug und Recht Felice, und die Sonne mochte so leicht keiner glücklicheren Braut in die Augen sehen.

Die gesammte Verwandtschaft hielt nach dieser neuen Sensationsnachricht langen heimlichen Kriegsrath. Man schüttelte die Köpfe über den bodenlosen Leichtsinns des Veters, der so unvorsichtig gewesen, ein nach seiner Meinung ganz armes Mädchen zu freien, und erwoh noch nachträglich und ganz vergeblich alle Wem's und Aber's, die jedoch glücklicher Weise nichts mehr an der Sache zu ändern vermochten, und ebensovienig das Glück der beiden Liebenden trüben konnten. Walter holte sich seine Frau sehr bald heim. Frühling draußen, Frühling innen; es war eine wundervolle Brautfrau an den Rhein zurück. Und dann erst ihr neues Dasein, das hochgeliebte, ständige Haus mit den wohlthätigen, sonnendellen Räumen; davor der große, in breiten Terrassen bis an das Rheinufer abfallende Garten mit seinem jugendlichen Blütenreichtum und den jubelnden gesiederten Blüten. Zu beiden Seiten und hinter dem Hause aufsteigend die ausgedehnten Weinberge; noch war da kein Grün zu sehen, doch schwellende Knospen überall. Und drunten rauschte der herrliche breite Strom vorüber, in dem sich die Sonne so blinkend wie sonst nirgend spiegelte.

Felice sang und jubelte mit den Vögeln um die Bette. Sie hätte Flügel haben können wie sie und wäre doch nicht in den Himmel geflogen, hatte sie ihn doch schon hienieden gefunden mit aller Glückseligkeit. Da war nichts Dalbes, nichts Unbefriedigendes, sie besah und entsand an der Seite des geliebten Freundes und Gatten das ganze hohe Glück des Frauenzergens.

„Die Welt wird schöner mit jedem Tag, Wer weiß was da noch kommen mag, Das Blühen will nicht enden,“

so jubelten sie Beide.

Als der wonnenvolle Sommer und der stille und doch so traumliche Winter vorübergegangen war, da übertraf der beginnende neue Jahr den letzten noch an Segensfülle und Sonnenschein, denn eine solche Wunderblume der Liebe ward den beiden Mädchen in Gestalt eines lieben Kindes geschenkt. Das kleine Wesen aedich prächtig, man merkte ihm an, daß es nicht wie so mancher arme Menschenblume im Schatten, sondern in der Lichtfülle eines edlen, liebevollen Glases sich aufzulebte.

Wie selig und dankbar war die junge Mutter, wie emsig pflegte sie der neuen, süßen Pflanze!

Wächeln machte sie zwei Entdeckungen: ihr Gatte trug den Kopf stolzer denn zuvor, und sie selbst war wahrhaftig ein wenig hübscher geworden.

In der neuen Sonnenschein des Glases hatte einen verkläreren Schimmer um ihre ganze Erscheinung gewoben; ihre Augen strahlten noch heller als sonst und eine frohe Heiterkeit hatte längst ihrem mehr zum sinnenden Ernst gereinigten Wesen einen ganz besonderen Zauber verliehen.

Der Sommer ging dahin, ungetrübt und köstlich; eine Reihe blühender, sonniger Tage, die sich in einem Paar fragender, lachender Kinderaugen spiegelten.

Die Bewohner des hochgelegenen weinranken Hauses hatten kaum bemerkt, wie über dem Keilen der reichen Traubencarte der Herbst mit leiserem Flügelschlag über Land gezogen kam, bis er plötzlich mit wildem Krach sein Reich mitten unter ihnen aufrichtete, mit Regengüssen und Stürmen Alles vernichtend, was des Sommers mildes Regiment geschaffen. Sausend fuhr er die herrlichen Rheinaufer hinab und hinauf, den spitzigen Weingeländen ihren letzten Schmutz raubend. Blätter und Früchte schüttelte er zornig zur Erde herab, und als er unten nichts mehr zu thun hatte, jagte er drohende, dunkle Wolken am Himmel hin, das lichte Antlitz der Sonne verbergend, daß es auf Erden düster ward und kalt.

Unheimliche Mächte eilen im Gefolge des grausamen Herbstes daher. Wie der Frühling die Lebendigkeit entfesselt, so zieht mit dem Herbst der Todengel über das Land.

Auch um das sonst so friedevolle, frohe Asyl unserer Mädchen kreiste er Tag und Nacht schweren Fluges. Er breitete die unheilvollen dunklen Fittige über das freundliche Haus und wehrte auch dem letzten Sonnenstrahl die Einfahrt.

Verzweifelt kämpften die armen Eltern gegen seine furchtbare Gewalt. Konnte ihnen ihr kleiner Perling, kaum geschenkt, schon wieder entrisen werden? Es war ja nicht möglich! Gott ist barmherzig, er war ihnen Weiden so gnädig gewesen bisher.

Da stand schon der Tobesengel zu Häupten des Fegers und drückte dem süßen kleinen Schläfer die Augen für immer zu.

Dann zog er weiter mit dem Sturm. Er hatte für jetzt Alles vernichtet, was an Glück und Freude erinnerte.

Das war ein trauriger Winter, der nun folgte. Vergebens hielt Walter sein Weib fest an treuem, hartem Herzen: selbst schwer gebeugt, suchte er die ohnedies zarte Felle aufzurichten so gut er es vermochte. Sie brach trotzdem unter der Wucht des Schmerzes zusammen und lag lange, lange Zeit auf dem Krankenbett.

Dazu kam, daß sie heimlich draußen in Schnee und Sturm an dem kleinen Hügel gekniet hatte, wenn Walter durch ein auswärtiges Geschäft gezwungen ward, sie einmal allein zu lassen.

Ein Pflegerin waltete neben dem besorgten Gatten im Krankenzimmer, die, so gut es ging, nebenbei das Hauswesen leitete. Hilba war eine entfernte, alleinstehende Verwandte. Jung, schön und heiter, wurde ihr Wesen als eine Wohlthat in dem stillen israeliten Hause empfunden.

Endlich, endlich kehrte der Frühling und mit ihm Hoffnung und Genesung wieder in die lichten Räume zurück; langsam und schüchtern zwar, aber man fühlte doch aufzubrechen der Gegenwart.

Walter lebte auf; mit lauterer Freude grüßte er, wie seines Weibes bleiche Wangen sich wieder rosig färbten, ihr Magen weniger thöranmüde blühten und die treiflose Dampfbildung allmählig vor ihr wich.

Better klammerte sich mit stürmischer Leidenschaft an ihn und seine Liebe, voll Dankbarkeit und sich empfindendem Glück. Seine Liebe war und blieb ihr Sonnenschein, der wieder warmes, helles Licht über ihr wundtes Herz, ihr ganzes Dasein ausgoß.

Dazu der wonnige, knospenreife Frühling draußen! Sie empfand wieder den alten bezaubernden Zauber trotz allem Leid, und ohne ihm zu wehren, ließ sie ihn eingieken in Herz und Hand. Hilba hatte sie liebgekommen wie eine Schwester, ihr sanftes und doch so fröhliches Wesen empfand sie wohlthun.

„Wißt Du bei mir bleiben?“ fragte sie das junge Mädchen, das ihr eben einen Strauß der ersten dahligen Weiden aus dem Garten brachte. „Ja!“ hatte Hilba hochherrlich und fröhlich geantwortet und sie in überwältigendem Gefühl umschlungen und geküßt. „Ach, bringe die ersten Frühlingsschnecken meinem Liebbling.“ Das Fräulein, einzig von den duftenden Blüten vor ihrer Brust bedeckt: sie wusch, Walter würde sich darüber freuen, und Hilba eilte nach dem Fräulein.

Nun träumte sie, in die Frühlingsschnecke hinein, von dem vergangenen Jahr mit seinen Freuden; durch das Schwärzen und Weißsein um sie her lang das Rollen einer süßen Kinderstimme. Das Rollen des fließenden Stromes drante ihr so wunderbar heraus, als klinge es die Melodie eines ihr wohlbekannten Vierzehners.

Es litt sie nicht länger allein auf der hübschigen Veranda, wohin Walter ihren Korbstuhl geschoben hatte. Sie wollte ihm entgegengehen, er mußte ja jeden Augenblick in den breiten Streifen einbiegen, der vom Wirtschaftshof in den Garten führte. Wie würde er sich freuen, sie zum ersten Mal allein lustwandeln zu sehen. Und die Sonne lachte auch so warm und unumwunden hinab. Lieber Blüten und Säumen hing es wie zarte, aus Grün und Gold gewandte Schleier, und die ersten neugierigen Blumenaugen blickten aus dem jungen Rasen hervor.

Sie schritt zwar langsam, doch weit leichter und besser dahin, als sie es gedacht. Wie viel doch jeder Wille und frischer Wuth helfen und die rousende, dahlmische Luft. Sie hätte Angst sich selbst und dem Hause entziehen sollen.

So ging sie weiter als sie eigentlich gewollt über den Garten hinaus, in den Weinbergweg einbiegend, an dem rechts und links die Schlehbornheden knospieten.

Da horcht! — was ist das? Welches freudloskopfes Herz klopft. Nicht vor einer Begegnung, von der Hand unter dem hohen, alten Schlehbornbusch, wo sie eben rufen gewollt, lang Pochen und Flüstern her.

Wie sie nur so erschrecken konnte! Kannst sie doch diese beiden Stimmen so gut. Fort mit den knausförmigen, idiosyncrasischen Geben!

Redend wollte sie die Weiden überfliegen, das wärrliche, brennende Roth mußte nur erst wieder von Stein und Wänden verschwinden.

(Fortsetzung folgt.)

## Berliner Stickmuster.

Skizze aus dem Berliner Arbeiterleben von H. A. Krieger.

(Schluß.)

Es war erstlich, daß diese Nachricht für Mutter und Tochter, die auf eine so günstige Veränderung aller Verhältnisse nicht vorbereitet waren, trotz der Freude, die sie ihnen bereite, doch die Veranlassung großer Unruhe wurde, um so mehr als die Mutter, die bei ihrem Schwiegerohn leben sollte, sich genöthigt sah, ihr Haus zu verlassen. Die nächsten Tage schon begannen denn auch die Vorbereitungen zu all diesen Veränderungen, wobei ich, soweit ich irgend konnte, hilfreiche Hand leistete. Bald kam auch der Bräutigam; es war ein schöner, stattlicher, erster Mann. Ich wurde ihm vorgestellt und er behandelte mich mit einer Freundlichkeit und Güte, die mich um so wohlthuernder berührte, als ich in ihm einen reinen und wahrhaft gebildeten Mann kennen lernte. Wenn ich vor ihm stand, wie klein, wie erbärmlich, wie nichtig kam ich mir ihm gegenüber vor, und wie erkannte ich die ganze Klugheit, die mich von jenem lebenswürdigen Wesen trennte, das meine Träume bisher erfüllt hatte.

Die Hochzeit wurde in aller Stille gefeiert. Man hatte mich ebenfalls dazu geladen, ich hatte mich aber entschlossen; ich war krank, krank an Leib und Seele. Was soll ich es leugnen, nie habe ich das ganze Kleid, die ganze Tröstlichkeit meines Daseins so tief empfunden als damals. Als einige Tage später das junge Paar abreiste, nahm ich mich zusammen und ging blunter, um ihnen Lebewohl zu sagen. Der Herr war freundlich und voll Theilnahme gegen mich. Er bat mich, wenn

ich je in die Lage kommen sollte, eines Freundes zu bedürfen, ihn als solchen zu betrachten. Die junge Frau reichte mir die Hand, und als sie mich ansah, füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Leben Sie wohl!“, sagte sie, und vergaß sie uns nicht. Denken Sie, daß Sie uns lieb und werth geworden sind und daß wir den herzlichsten Antheil an Ihrem Leben nehmen.“

Tief ergriffen drückte ich ihr die Hand und wünschte ihr allen Segen des Himmels, alles Glück, das die Erde zu bieten vermag, und so schieden wir.

Einige Zeit danach reiste auch die Mutter ab, nachdem sie ihr Haus verkauft und ihre Verhältnisse geordnet hatte. Einige Angelegenheiten hatte ich noch zu regeln übernommen und dies war die Veranlassung zu einem Briefwechsel zwischen uns, der mir den Beweis gab von dem Glück dieser mir so werthen Menschen und von der Zuneigung, die sie für mich hegen. Später zog ich aus dem Hause und noch und noch hörte auch der Briefwechsel auf, den zu unterhalten ich selbst nicht allzu eifrig war. Der Abstand, der in gesellschaftlicher Hinsicht zwischen uns bestand, war zu groß, ich fühlte es nur zu wohl. Als die beiden Damen hier in ihrer Zurückgezogenheit lebten, trat mir dieser Unterschied, den ihre Herzengüte und ihr Tactgefühl so wohlthun ausgleichend vermocht hatte, nicht so fühlbar entgegen; jetzt, wo neue Lebensverhältnisse sie umgaben, mußte das anders sein. Aber während in der

Wirklichkeit und nicht mehr zu verbinden schien, hielt meine Phantasie um so lebhafter die Erinnerung an dieses Weien fest, dem ich es zu danken habe, daß auch mich ein Sonnenbild von Menschenglück getroffen, und sein Tag ist seitdem vergangen, wo ich nicht einen Trost darin gefunden, mir diese Zeit in's Gedächtniß zurückzurufen und einen Segenswunsch für diese mir so theuren Menschen zum Himmel zu senden. Aber auch das ist nun vorüber; heute Mittag, als ich nach Tisch die Zeitung las, fiel mein Blick auf die Anzeige von dem Tode der jungen Frau. Sie weilt nicht mehr unter den Lebenden und ich kann nicht mehr eine Freude darin finden, mir auszumalen, wie glücklich sie ist; ich bin um eine fremdliche liebe Bestattung ärmer."

Er schweigend ein kleine Pappfächer, öffnete es und legte den Inhalt auf den Tisch. Es war ein Concert-Programm, eine kleine seidenbe Schleife, einige betradnete Beiliden und mehrere Briefe.

Schweigend betrachtete er alle diese Dinge eine Zeitlang und ich bemerkte, wie seine Augen feucht wurden und seine Hände zitterten. Dann legte er die Gegenstände wieder in das Kästchen, fügte den Zeitungsauschnitt, der die Todesanzeige enthielt, hinzu und stellte es wieder in den Schrank. Ich trat zu ihm, drückte ihm die Hand und ging.

Diese Erzählung hatte auf mich einen tiefen Eindruck gemacht, aber ich wußte nicht, ob und wie ich mit ihm darüber sprechen sollte, und so hielt ich es für das Beste, einige Zeit vergehen zu lassen, ehe ich wieder zu ihm ging. Als ich dann nach mehreren Tagen ihn besuchte, schien er ruhiger und gefasster und war so freundlich wie zuvor.

Mehrere Wochen waren nun schon vergangen, seitdem er so wenig Beschäftigung hatte, daß er fast nie des Abends zu arbeiten brauchte, um seine geringen Aufträge zu erledigen. Er klagte zwar nicht, ich sah auch nicht daß er seine Lebensweise änderte, daß er Mangel litt, aber mir schien es, als ob seine Gesundheit immer schlechter wurde. Ein kurzer trockener Husten stellte sich ein und während seine Augen oft einen sonderbaren Glanz annahmen, bedeckte sich das Gesicht mit einer fieberhaften dunklen Röthe. Fragt ich ihn nach seinem Befinden, so entgegnete er stets, daß er sich wohl wohl fühle, und so mußte ich mich immer wieder beruhigen.

Eines Abends theilte er mir mit, daß er doch noch einmal den Versuch machen möchte, sich sein Brot auf andere Weise zu verdienen, als bisher. „Wenn ich," fuhr er fort, „zum Beispiel Knaben und jungen Leuten für ein geringes Honorar Nachhilfe-Stunden im Rechnen geben würde, was meinen Sie, würde ich damit wohl einigen Erfolg haben?" „Gewiß, gewiß!" rief ich erkeut aus, „das ist eine gute Idee. Ich werde meinen Mitschülern davon Mittheilung machen; es werden sich gewiß Viele finden und ich selbst will Ihr erster Schüler sein!"

Meine Theilnahme für diesen Mann, mein lebhafter Wunsch, mit beitragen zu können, sein Leben freundlicher zu gestalten, erfüllten mich mit dem größten Eifer für die Sache. Schon nach wenigen Tagen meldeten sich einige meiner Freunde und noch mehrere hatten ihre Theilnahme in nächster Zeit zugesagt. Unter Lehrer hatte das Honorar bei wöchentlich zwei Stunden auf monatlich zehn Silbergroschen festgesetzt und alles Zureden, mehr zu nehmen, war fruchtlos. Bereits nach einigen Wochen hatten sich so viele Schüler und Lehrlinge zu diesem Unterricht gefunden, daß er täglich mehrere Stunden zu geben hatte. Zu meiner Freude bemerkte ich, wie diese Beschäftigung einen sichtlich wohlthuenenden Einfluß auf meinen armen Freund ausübte. Er war mit regem Interesse und unermüdblichen Eifer in seiner neuen Thätigkeit thätig, und sein freundliches gütiges Wesen gewann ihn bald die Zuneigung aller seiner Schüler. Seine bisherige Beschäftigung behielt er bei und suchte in den Abendstunden die durch den Unterricht am Tage verloren gegangene Zeit zu ersetzen, wobei ich ihm oft treulich Beistand leistete. Vor auch das Honorar, das er für seine Stunden empfing, nur gering, so gewöhnte es ihm doch allmählich eine für seine Bedürfnisse ausreichende Weise, und ich sah es wohl, wie dieser Umstand ihn erkeute. Nur seine Gesundheit schien sich bei den erhöhten Anstrengungen nicht zu bessern, allein ich hoffte, daß die wärmere Jahreszeit sein Uebel bald beseitigen würde. Als es Frühling und Sommer wurde, suchte ich ihn so oft wie möglich zu kleinen Spaziergängen zu veranlassen und von meinen Eltern wurde er häufig zu den Ausflügen, die sie mit der Familie und unseren Bekannten unternahmen, eingeladen. Sein beschleunigtes Auftreten, sein lebenswürdiges, geselliges Entgegenkommen gegen Jedem und eine sich immer gleich bleibende Feiertigkeit gewannen ihm alle Herzen und bald gab es in unserem kleinen Kreise kein Vergnügen mehr, wo er nicht ein von Allen gern gesehener Theilnehmer war. So schien es, als ob das bis dahin so einförmige Leben dieses Mannes eine freundliche Veränderung erfahren sollte und schon sprach ich zu ihm davon, daß er seine bisherige Beschäftigung vielleicht bald gänzlich an den Nagel hängen könnte, als eine plötzliche, unerwartete Veränderung in unserer Familie mich von ihm trennte.

Mein Vater erhielt in einer größeren Provinzialstadt eine vortheilhafte Stellung und da auch für mein späteres Fortkommen sich günstige Aussichten damit verbanden, so wurde unsere gänzliche Ueberiedelung nach dorthin beschlossen. Ich theilte meinem armen Freunde dies mit und ich gehe, mit schwerem Herzen.

Wie war der Umgang mit diesem Manne ein Bedürfniß geworden. Sein Charakter, seine Art zu denken und zu fühlen, seine Unterhaltung und die Zutraulichkeit, die er mir, trotz meiner Jugend bewiesen hatte, mir ihn so werth gemacht, daß mich der Gedanke an eine Trennung

von ihm mit wahren Kummer erfüllte. Meine Mittheilung machte auch ihn einen tiefen Eindruck.

„Mein junger Freund," sagte er bewegt, „ich hatte Sie lieb gewohnt; wie leer wird nun mein Leben sein, wenn Sie nicht mehr hier sind." Ich suchte ihn, so viel ich vermochte, zu trösten. Ich sagte ihm, daß ich möglicherweise bald zurückkehren würde, denn wenn die Verhältnisse für meine weitere Ausbildung nicht so günstig wären, als wir erwarteten, sollte ich hier meine Studien vollenden.

„Nein, nein," entgegnete er, „ich weiß es, wir sehen uns nicht wieder" und dabei blieb er. Ich vermochte ihm hierauf nichts zu erwidern, war mir doch selbst so zu Muth, als habe er Recht.

Als wir von einander schieden, gaben wir uns das Versprechen, uns gegenseitig in bestimmten Zeiträumen Nachrichten zukommen zu lassen, wobei ich es nicht unterlassen konnte, ihn zu bitten, diesen Briefwechsel nicht aus ähnlichen Gründen abbrechen, wie mit jener jungen Dame. Er lächelte und versprach sein Wort zu halten.

Mehrere Monate waren vergangen und während dieser Zeit war unsere Correspondenz ziemlich regelmäßig gewesen. Ich erfuhr aus seinen Mittheilungen, daß seine äußeren Verhältnisse durch den Zeichen-Unterricht sich immer besser gestalteten, dagegen seine Gesundheit wieder nicht von besten sei, indessen erwähnte er dies nur so beiläufig in seinen Briefen, aus denen im Uebrigen eine gewisse bessere Stimmung sprach, daß ich keinerlei Besorgniß bei dieser Mittheilung empfand. Wöchentlich blieb seine Antwort auf meinen Brief aus.

Als 2 bis 3 Wochen ohne jede Nachricht vergangen waren und selbst meine Eltern, welche die regle Theilnahme für ihn empfanden, aufs Heuester befragt waren, erhielten wir einige Zeilen von ihm, durch die er uns mittheilte, daß er krank geworden und seinen Unterricht habe einstellen müssen. Er bat darum, daß wir uns seinetwegen keine Sorgen machen möchten, er habe sich durch eine Erkältung und wohl auch durch etwas Ueberanstrengung ein leichtes Brustübel zugezogen, hoffe aber in einiger Zeit soweit wieder hergestellt zu sein, daß er das Bett verlassen könne. Aber ich vermochte es nicht, mich zu beruhigen, täglich dachte ich an den armen Mann und mit Unruhe erwartete ich weitere Nachrichten von ihm; leider vergebens.

Ich schrieb endlich an die Leute, bei denen er wohnte, und diese theilten uns nach längerer Zeit mit, daß er von der Armen-Direction nach der Charité gebracht worden sei, da seine kleinen Ersparnisse verbraucht waren und sein Zustand sich immer mehr verschlimmert hatte.

Diese Nachricht erschütterte mich auf's Tiefste und als einige Wochen später, während der Ferien, mein Vater nach Berlin reiste, bat ich ihn, mich mitzunehmen.

Als wir hier ankamen, war mein erster Gang nach unserm alten Wohnhause. Traurig und mit unruhiger Faust elste ich die Treppe hinauf und stand endlich an der mir so wohlbekannten Thür; mit Schreden gewahrte ich einen fremden Namen daran. Ich klopfte bei den Leuten, zu deren Wohnung das kleine Zimmer gehörte. Die Frau öffnete und erkannte, als sie mich sah. „Was macht Krause? Wo ist er?" frag ich hastig. „Du lieber Gott, der ist nun schon seit beinahe drei Wochen todt," entgegnete die Frau ganz gelassen. „Sehen Sie, wir hätten es Ihnen schon geschrieben, ich weiß ja, Sie waren sein Freund, aber Sie wissen ja, wie das mit dem Schreiben bei unsereinem ist, man hat seine Arbeit, und dann dachten wir auch, Sie hätten es schon von anderen Leuten erfahren. Der arme Mensch hatte die Schwindsucht, und wie sein bisschen Geld alle war, ließ ihn die Armen-Direction nach der Charité bringen und da ist er auch gestorben. Der Doctor sagte, er hätte es vielleicht noch eine Zeitlang gemacht, aber der arme Kerl hätte ja nicht ein Pfund Fleisch auf dem Leib gehabt. Draußen auf dem Armentichhof ist er begraben worden. Verwandte und Freunde hatte er nicht und so nahm die Armen-Direction das bisschen Sachen, bis auf einige Stücke, die ich für die rüdpendige Wieke erhalten habe, wie hier den alten Tisch; da sind auch in dem Kasten einige Pappen mit Zeichnungen, vielleicht nehmen Sie die als Andenken mit!" Erörtert trat ich an den Tisch, an welchem ich so oft mit dem trefflichen Menschen gefessen, so manches freundliche Wort und so manchen guten Gedanken von den nun für immer geschlossenen Lippen vernommen hatte. Als die Frau den Tischgänger aufzog und ich die Pappen mit den Zeichnungen herausnahm, fand ich auch darin das kleine Pappfächerchen, das er mir an jenem Abend zeigte, als er mir die Gedächtnisse seines kurzen Liebesträumchen erzählte. Die Frau überließ mir auch dies und ich ging.

Ich machte mich auf den Weg nach dem Armentichhof. Als ich dort angekommen war, ließ ich mir von dem Todtengräber in den langen Gräberreihen dasjenige meines armen Freundes bezeichnen. Der kahle, nackte Sandhügel, nur bedeckt mit spärlichem Gras und Ankauf, war bereits halb eingesenken, niedergedrückt, verwest. Sein verrotteter Kranz, keine weisse Blume gab Zeugniß davon, daß ein theilnehmender Mensch an dem Grabe des Dahingegangenen gestanden habe, als man ihn hinabgesenkt. Er war einsam gestorben, einsam begraben, wie er einsam gelebt, und doch war sein Herz voll Menschenliebe und Güte gewesen. In der Nähe des Kirchhofes war eine Blumenhandlung, ich holte einige Kränze und Blumen, bedeckte den öden, kahlen Hügel damit und die Worte jenes Wärdens, das mein dahingeshiedener Freund einst so innig verehrte und das ihm schon vorangegangen war in die Einsamkeit, fesselten mich ein: Es war ein armer, aber ein lieber, guter Mensch.

## Am See.

Ich stand am See; still lag die Fluth und stumm,  
Kein Schwan zog in den Wellen seine Kreise,  
Kein Raderschlag klang an mein laufend Ohr,  
Im Rhythmus flüsterle kein leiser Hauch,  
Und auf dem Wasser lag erstikend schwer  
Des Mittags heiße Gluth, wie die Gedanken  
Auf meiner Seele. . . .  
Da plötzlich fuhr ein Windstoß durch die Luft,  
Die Hüsen am Gestade rauschten laut,

Es kräuselten die Wellen sich, es ward  
Lebendig in den Fluthen.  
Ich stand und sah hinunter in die Wasser  
Und sah den See in seinem neuen Leben:  
Da bebt es plötzlich wie durch all mein Sein,  
Und leise regte mir des Herzens Wellen,  
Des mühen Herzens Wellen auf der Ganh  
Der neuen Hoffnung.

Hart Kugel Dichtungsbuch.

## Polen und die Polen.

(Mit Illustration.)

Im Centrum Europas besteht jetzt ein „Culturkampf“ eigener Art. Derselbe ist auf die Schwächung von Nationalitäten gerichtet, welche die betreffenden Staaten „nicht verdauen“ können. Im Elsaß sind die Behörden seit Jahren mühevollbestrebt, die wiedereroberten Deutschen wieder deutsch zu machen, ihnen die französischen Neigungen auszutreiben. In den Ostseeprovinzen: Kurland, Livland und Estland wird an den Deutschen ganz gehörig ruffificirt. In den Schulen, in welchen bis daher deutsch unterrichtet worden, ist die russische Sprache als Unterrichtssprache eingeführt.

Endlich in der preussischen Provinz Polen werden ganz energische Mittel amtlich in Anwendung gesetzt, um das Polenthum zurückzudrängen. Eines dieser Mittel besteht darin, polnische Güter, welche zum Verkauf kommen, mit Staatsgeldern anzukaufen und an zuverlässige deutsche Anbauer zu geben. Nach harten Kämpfen im preussischen Landtage ist in dritter Lesung ein Gesetz angenommen worden, welches die Regierung mit den erforderlichen Geldmitteln versehen, um Polen durch neue deutsche Ansied-



Polnischer Edelmann in Pobodien. Nach einer Photographie gezeichnet von Potocki.

ler nach Möglichkeit zu germanisiren; 214 Stimmen erklärten sich für, 120 Stimmen gegen das neue Gesetz, von dem angenommen werden kann, daß es nun mit aller Energie zur Ausführung gebracht werden wird.

Als ein anderweitiges Mittel, der Polonisirung vorzubeugen, bezeichnete Fürst Bismarck den Plan, es möchten deutsche Männer keine Polinnen mehr ehelichen, aber wir denken, in Preußen und Oestrichen hören die Rücksichten auf Regierungswünsche auf.

Vom Standpunkte der rücksichtslosen Staatsraison ist eine rigorose Bekämpfung des Polenthums in Preußen, des Deutschthums in Rußland gewiß statthaft und gewissermaßen nothwendig, „ein Act der Selbsterhaltung“, wie der Abgeordnete von Liedemann im preussischen Landtage sich ausdrückte, dagegen kann man, vom rein menschlichen oder vom idealen Standpunkte aus betrachtend, obden Polen in Preußen, den Deutschen in Rußland nicht verzeihen, wenn sie Alles daran setzen, um ihre Entnationalisirung aufzubalten. Wir widmen unseren unglücklichen Landsleuten in den Ostseeprovin-

zen unsere Sympathien, obschon es natürlich nutzlos ist, solche auszusprechen und Töne in ihrem positiven Widerstande zu bestärken. So müssen wir auch folgerichtig den Polen, die von ihrer Nationalität nicht lassen mögen und Ermünerungen an vergangene Kraft und Größe nicht verschmerzen können, die Berechtigung widerstreben lassen, daß sie ein ideales Recht zu diesem Bestehen haben. Die Polen haben ursprünglich ihre Selbstständigkeit nicht durch Verbrechen erwirkt, sondern durch ihre schwache Position gegenüber stärkeren verbündeten Gegnern verloren. Was man aus der Geschichte über ihre Ruine u. s. w. gegen sie citirt, ist nicht maßgebend, erstlich waren das Innere, und zweitens mögen wir nur auf unsere eigenen inneren Ruine und auf den gemeinen Ton schauen, der jetzt in unseren großen parlamentarischen Körperschaften herrscht.

Selbstverständlich dürfen aber alle diese Gründe nicht gegen die Staatsraison aufkommen. Es giebt innerhalb eines Staates für die Seccession der verschiedenen, selbst heterogenen Bestandtheile keinen Raum, das ist der factische und rechtliche Standpunkt.

Als gute Deutsche dürfen wir nicht einmal wünschen, daß jemals die Zeit komme, in welcher eine etwaige Schwäche unseres Staatswesens fremden Nationalitäten die Wiederherstellung eines eigenen Staatswesens ermöglicht, denn dies wäre Verzicht an unseren eigenen Interessen.

Dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß wir die wackeren Glieder der fremden Nationalität, die sich und einst haben anfänglich leisten müssen, achten und ihnen die Gemeinschaft mit uns nach Möglichkeit erleichtern. Der polnische Edelmann sitzt auch innerhalb der preussischen Staatsgrenzen nicht minder frei auf seinem Grund und Boden, wie der in Oesterreich und wie jeder Deutsche, wenn er so rationell wirtschaftet, daß ihn Mühseligkeit nicht zu Leibe können.

Schwieriger wird das Verhältnis, wenn der Pole seine Kinder in die deutsche Schule schicken muß, in welcher das Deutsche Unterrichtssprache ist und deutsche Lehrer wirken. Hier findet allerdings die freie Selbstbestimmung ihre Grenze und das könnte keine Sympathiebegabung ändern.

In Oesterreich (Galizien) und auch in Bodothen liegen die Verhältnisse anders, dort giebt es polnische Schulen, aber die Culturzustände sind auf einer niederen Stufe. Dort lebt der Edelmann, wie unsere Illustration ihn typisch so vortrefflich darstellt, stolz wie ein Standsbesitzer, Winter und Sommer im Schaf- oder Bärenpelz, die Stummelpfeife im Munde, jah an der alten Weise festhaltend, Lade vom Scheitel bis zur Sohle, aber selten ein Anhänger des sogenannten Panflavisimus, soweit er ihm nicht die Gacante giebt, daß in ihm das Polentum vorbersehen würde.

## Schlesische Chronik.

**Breslau.** Bekanntlich ist in der Gegend von Breslau und anderwärts das Vordringen der Oberdämme (Deiche) bei Strafe selbst für Fußgänger verboten. Ueberdies macht nun in der Schlesischen Zeitung ein Interessent den Vorschlag, daß es im hohen Grade zu wünschen sei, daß die vielfach lästliche Absperrung der Deiche gegen den Verkehr gänzlich und allwärts aufgehoben werde. Maulwürfe, Kaninchen und Mäuse hielten bei fortgesetzter Benützung durch einen, wenn möglich recht lebhaften Verkehr an wenigem Stand, und es müßte also im Interesse der Erhaltung der Deiche für die Befreiung aller den Verkehr auf den Deichen hindernenden Vorschriften und Vorkehrungen eingetreten werden. Die Deiche sollten nicht allein für Fußgänger, sondern auch für Wagen zugänglich gemacht werden. Daß die Befahrung mit Wagen zur Eindrückung von Geleisen in die Deichkrone führe, wolle nicht viel bedeuten: mit einigen Fußern Sand fülle man im Frühjahr die Gräben leicht und ohne erhebliche Kosten wieder auf, während der Regen, welcher aus einer fortgesetzten Benützung der Wälder für den Bestand des Dammes erwachse, nicht leicht zu hoch anzuschlagen sei. Schon ein mäßiger Fußgänger-Verkehr werde, besonders wenn die Fußgänger hiezu in Begleitung von Hund und Hundchen begleitet, den betreffenden Deich vor dem Untergange bewahren meist können. — Weiter heißt es: „Es giebt Deichstrecken an der Ober-, auf welchen die Fische in mehr oder minder großer Anzahl vorhandene Maulwürfe und Mäuse, sowie auch die Kaninchen trotz ihrer Schädlichkeit nicht gelangen und vertrieben werden. Solche Strecken werden von Jahr zu Jahr für Wasser ungenügsamer und erweichen sehr schnell. Alljährlich dringt die Fluth tiefer in den Damm. Bei der Deichschau müssen alle Maulwurfsbaufen planirt sein, aber die Maulwurfsgänge werden nicht beachtet und mehren sich alljährlich namentlich auf der Wasserseite, bis einmal recht unerwartet, bei recht langsam Hochwasser, der Damm erweicht und der Schaden nachhilfe schreit.“ Wichtig ist es, daß das Begehen der Deiche diese Gefahr abzuwenden würde.

**Breslau.** Im neuen König Wilhelms-Gymnasium hier, wo bis jetzt drei Vorklassen und die drei unteren Klassen eingerichtet sind, betrug die Zahl der Schüler in den drei Gymnasialklassen Sexta, Quinta und Quarta am 1. Februar d. J. 88, in den drei Vorklassen 33; unter den Gymnasialisten waren 40 evangelisch, 15 katholisch, 33 Jüdenthüm; einheimisch waren 77, Auswärtige 10; einer war Ausländer; die Vorklassiker besaßen 45 evangelische, 13 katholische und 35 israelitische Schüler; 88 waren Einheimische, 5 Auswärtige. Die interimistische Leitung der Anstalt hat der Oberlehrer Dr. Thalheim.

**Breslau.** Die hiesige Singakademie brachte am 8. April wieder einmal (im dreißigsten Turnus) Sebastian Bachs Matthäus-Passion zur Aufführung, welche in allen ihren Theilen durchaus gelungen war. Die Chöre legten wiederum ein glänzendes Zeugnis ab für ihre Sorgfalt in der Einübung, die unter der Leitung des Directors der Singakademie, Professor Dr. Schaffer, längt zu den besten Gewohnheiten der edlen Sangesvereinigungen gehört. Besonders geboten wurde diese Aufführung durch die echt künstlerischen Leistungen der Solisten: Frau Schmitt-Glony aus Scherwin (Sopran), Frau Clara Bruch (Alt), Herr Th. Hauptstein aus Berlin (Tenor), Herr Ad. Schulze aus Berlin (Bass-Bariton), Herr Professor Kühn von hier in den kleineren Partien des Petrus, Judas, Hohenpriesters und Pilatus. Die Ausführung des

instrumentalen Theils kann sowohl in Bezug auf die Saiten wie auf die Gesammtleitung als meisterhaft bezeichnet werden.

**Eine Rabenmutter.** Vor der Strafkammer in Magd. spielte sich am 8. April eine Scene ab, welche die Bestialität eines Weibes schauderhaft an den Tag stellte. Die verurtheilte Arbeiterin Karoline Hoffmann, geborene Brauner, aus Reichenstein, 45 Jahre alt und bereits mehrmals wegen Holzdiebstahls und Widerstands mit zusammen 14 Monaten Gefängnis vordem, war angeklagt, oftmals und speciell am 4. und 7. September v. J. ihren 12 Jahre alten außerordentlichen Sohn Paul Brauner aus sehr geringfügigen Veranlassungen vorsätzlich körperlich gemißhandelt zu haben, und zwar mittelst eines gefährlichen Werkzeuges und in einer das Leben gefährdenden Weise. Nach der Zeugenaussage gab der Königl. Kreis-Physikus, Sanitätsrath Dr. Gottwald aus Frankenstein, sein Gutachten zwar dahin ab, daß der Knabe an Rippenfellentzündung und Gehirnmeningitis gelitten und auch an diesen Krankheiten gestorben sei, doch haben die entworfenen Mißhandlungen, besonders aber das Zusammenbrechen der Kehle und die dadurch verursachte heftige Erregung den Tod beschleunigt. Wenn zeitig genug ärztliche Hilfe in Anspruch genommen und der Knabe besser behandelt und gepflegt worden wäre, so hätte er am Leben erhalten werden können. In Anbetracht der beispiellosen Habsucht und Gewissenlosigkeit, mit welcher die lästliche Mutter ihr Kind behandelt und selbst nach seinem Tode noch beschimpft hat, beantragt der Staatsanwalt 4 Jahre Gefängnis; der Gerichtshof dagegen erachtet den Verurtheilten, mit dem die Angeklagte den Knaben geschlagen hat, nicht für ein gefährliches Werkzeug, erkennt daher die Angeklagte nur der vorsätzlichen Körperverletzung mittelst einer das Leben gefährdenden Behandlung für schuldig und verurtheilt sie demgemäß zu einer Gefängnißstrafe von drei Jahren.

**Das Opfer einer unzüchtigen Wette** ist am 23. März ein Schussmache in Pleschowitz geworden. Derselbe war zu Kaisers Geburtstag in Gesellschaft in Probtschütz anwesend und traf während des Nachmittags in einem Local mit einigen ihm bekannten jungen Leuten zusammen. Im Laufe der Unterhaltung kam man auch auf Kraftleistungen im Essen und Trinken zu sprechen und der Schuster, der bereits 4 Paar Bratwürste sowie 8 Schmitt Bier zu sich genommen hatte, erklärte hierbei, daß er im Stande sei, innerhalb 4 Minuten noch 4 Pfund rohes, zu Bestialität zubereitetes Rindfleisch zu genießen. Da dies die Anwesenden bezweifelten, proponirte er eine Wette, zufolge deren das Quantum des Fleisches auf 1½ Pfund ermäßigt wurde; es wurde aber ferner bestimmt, daß der Freßbold zur Verwertung des Restes 6 rothe Eier, für 30 Pfg. Kaspern, für 30 Pfg. Del, für 10 Pfg. Essig, für 5 Pfg. Pfeffer und Salz und 5 große Zwiebeln verwenden, und die so „pikant“ zubereitete Mahlzeit, im Gesamtgewicht von 3½ Pfund, mit einer Semmel innerhalb der festgesetzten Frist von 4 Minuten verzehren solle. Ferner ging auch darauf ein, ließ sich sein „Rohes“ prächtig schmecken und hatte damit die Wette, deren Einsatz den Preis des Bestrecks ausmachte, glänzend gewonnen. Die übrigen Folgen sollten sich aber bald zeigen. Der Schuster hatte Tags darauf in Jägerndorf zu thun und wurde dort plötzlich so krank, daß trotz aller ärztlichen Hilfe der Tod nach wenigen Stunden eintrat.



